

Wöchentlich 70 Pfennig, monatlich 2.- Reichsmark ...

Der „Vorwärts“ mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Welt und Zeit“ ...

Telegraphische Adressen: „Sozialdemokrat Berlin“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3

Donnerstag, den 3. März 1927

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3

Was will Reudell?

Die Sozialdemokratie fordert Auskunft über die politischen Absichten des deutschen nationalen Innenministers. — Reudell schweigt.

Der Reichstags-Ausschuss für den Reichshaushalt begann in der Sitzung vom Mittwoch nachmittag mit der Beratung des Haushalts des Reichsministeriums des Innern.

Der Berichterstatter, Abg. Dr. Schreiber (Z.) erläuterte zunächst zahlreiche Positionen des Etats und verglich sie mit den entsprechenden Zahlen der früheren Jahre.

Völlig ungenügend sei aber der Fonds für wissenschaftliche und künstlerische Zwecke.

angesichts der starken Ansprüche, die die Länder an ihn stellen. Von den kulturpolitischen Gegebenheiten sei die Verabschiedung des Reichsschulgesetzes dringend zu wünschen, ebenso des Gesetzes über die Grundschulen.

Reichsminister des Innern v. Reudell

wies zunächst auf die nennenswerte Steigerung der Ausgaben für wissenschaftliche und kulturelle Fonds hin. Zur Frage der Verwaltungsreform trage er kein Bedenken, die mit den Ländern über den Beamtenaustausch vereinbarten Richtlinien bekanntzugeben.

Einbringung des Reichsschulgesetzes

ansehen. Er beabsichtigt nicht, hierbei irgendeinen der vorhandenen Gesekentwürfe zugrunde zu legen, sondern es werde ein ganz neuer Entwurf aufgestellt werden.

In der dann einsetzenden allgemeinen Aussprache nahm als erster Redner das Wort

Abg. Sollmann (Soj.):

Der Kulturrelat des Reiches ist noch immer viel zu bescheiden ausgefallen. Zieht man von den fortwährenden Ausgaben dieses Ministeriums den Reichskommissar zur Ueberwachung der öffentlichen Ordnung und die Technische Reichsanstalt ab, so bleiben 19,1 Millionen Mark.

Die fortwährenden Ausgaben des deutschen Kulturrelats sind also nur wenig höher als in einem Jahre der Reichswehrrelat gegenüber dem Vorjahre sich gesteigert hat.

Der Herr Reichsminister ist in seiner Antwort leider an allen politischen Fragen vorbeigegangen. Wie steht er zum Ablauf des Republiksschulgesetzes am 1. Juli dieses Jahres? Ich bitte um Auskunft, ob und welche Bestimmungen verlangt werden sollen.

große Vorstöße zum Abbau der demokratischen Verfassung

unternommen. Sie wollten Reform des Wahlrechts, Ausbau des Reichsrats zum Oberhaus, Abbau des Art. 54, der für die Reichsregierung das Vertrauen der Mehrheit des Parlaments verlangt.

Uns bestimmt vor allem die Sorge, daß der militärische Ausnahmestand in den Gehörten hineinverarbeitet werden soll.

Wie steht es mit den Verhandlungen über ein Konkordat? Zahlreiche Demenlis zeugnen solche Verhandlungen. Gemisse Vorverhandlungen sind aber doch zweifellos seit Jahren im Gange.

Gerade von der jetzigen Reichsregierung möchten wir etwas über ihre Absichten auf diesem Gebiet erfahren. Die ministerielle Ankündigung, daß das Reichsschulgesetz „beachtenswert“ vorgelegt werden solle, genügt uns nicht.

Die Reichsverfassung wird jedenfalls noch immer in Bayern wenig geachtet.

Von einer deutschen Rechtsreinheit kann noch immer nicht gesprochen werden. So wird in Bayern eine Partei, die kommunistische, unter zweifellosem Bruch von Verfassungsrechten vollkommen unterdrückt.

Sehr ernst ist die Tatsache, daß der bayerische Ministerpräsident bayerische Beamte, so den Herrn Oberbürgermeister von Nürnberg, geradezu bedrückt hat, weil sie für den deutschen Einheitsstaat eingetreten sind.

Auch in Bayern muß es den Beamten freistehen, ob sie das unitarische oder das föderalistische Prinzip vertreten wollen. Auskunft möchte ich gerne über den Inhalt des geplanten Ministerpensionsgesetzes.

Immer stärker wird der Eindruck, daß die jetzige Gliederung des Reiches in achtzehn Länder unhaltbar ist.

Die Differenzen zwischen den Ländern und zwischen diesen und dem Reich sind unwürdig und hemmend. Die programmatische Rede des Herrn preussischen Ministerpräsidenten müßte in diesem Ausschuss und bei der Reichsregierung einen Widerhall finden.

Für die Demokraten sprach Dr. Käz, für die Deutsche Volkspartei Dr. Cremer, für das Zentrum als Fraktionsredner Dr. Schreiber. Abg. Bernd (Dnat.) glaubte, den Genossen Sollmann darauf hinweisen zu können, daß das Gesetz zum Schutz der Republik vollkommen aufgehoben werden könne, weil die neue Staatsform jetzt bereits so konsolidiert sei, daß das Gesetz nicht mehr nötig ist.

Abg. Sollmann (Soj.)

verweist den Abg. Dr. Bernd auf den § 23 des Republiksschulgesetzes, der der Reichsregierung die Möglichkeit gibt, dem im Auslande wohnenden Kaiser die Rückkehr in das Reich zu verbieten.

Zur allgemeinen Uebertragung schweigt der Minister. Es entsteht eine lebhafte Geschäftsordnungssprache. Abg. Hoch (Soj.) verlangt Vertagung, wenn der Minister nicht sofort Auskunft erteilen könne.

Bürgerblock und Wehretat.

Militärische Ausgaben sind heilig und unantastbar! Alle sozialdemokratischen Anträge abgelehnt!

In seiner großen Programmrede bei Einbringung des Etats für 1927 schilderte der neue, dem Zentrum angehörende Reichsfinanzminister Dr. Köhler die Finanzlage Deutschlands in düsteren Farben.

Dem sogenannten heilige, unantastbare Zahlen kann es in einem Etat von solcher Größe nicht geben. Allzuwiele Fonds und Uebertragungsleistungen sind auch nicht immer gerade Leuchttürme besonderer Sparsamkeit.

Diese Aussprüche von Dr. Köhler decken sich genau mit der Kritik, die beim Erscheinen des neuen Etats von uns geübt worden ist. Für jeden, der mit unseren Etatsverhältnissen auch nur oberflächlich Bescheid weiß, ist ferner ohne weiteres klar, daß der Reichsfinanzminister mit den letzten angeführten Worten auf den Wehretat hinweist.

Der Wehretat ist ohne jede Rücksicht auf die angespannte Finanzlage Deutschlands in geradezu verschwenderischer Weise aufgestellt. Seine stetige Ausgabensteigerung ist nicht „zwangsläufig“.

Unsere Kritik hatte den äußeren Erfolg, daß mehr als je zuvor der Wehretat Gegenstand der Besprechung in der Presse aller Parteien geworden ist und daß auch in den Verhandlungen des Haushaltsausschusses die rein etatsrechtlichen Fragen einen breiteren Raum als früher eingenommen haben.

Die Bürgerblockparteien haben der Sozialdemokratie jede Gefolgschaft verweigert, als sie forderte, größere Klarheit in den Etat zu bringen. Dr. Gehler selbst mußte bei Besprechung der widerrechtlichen Eröffnung der Marine-schule in Friedrichsort dem sozialdemokratischen Redner Recht geben.

33 Proz., bei der Marine 40 Proz. der gesamten fortdauernden Ausgaben übertragbar gemacht!

Das Schicksal der noch wichtigeren sozialdemokratischen Anträge auf Ermäßigung der Summen ist gleich trübe. Die Sozialdemokratie hatte es sich nicht so bequem gemacht wie die Demokraten, die ganz schematisch bei einer großen Zahl von Titeln einen Abstrich von 10 Proz. vornehmen wollen, sondern, je nach Lage des besonderen Falls, war von uns die sachlich gebotene Herabsetzung beantragt worden. Selbst der Rechtsblock hat daher nicht zu behaupten gewagt, daß durch die Zustimmung zu den sozialdemokratischen Anträgen die Wehrfähigkeit der Reichswehr geschwächt worden wäre. Aber unsere Anträge wurden nicht einmal einer sachlichen Beratung gewürdigt. Sie wurden in den Unterausschüssen verworfen und dort summarisch abgeschlägelt. Nach dem von der Regierung vorgelegten Etatsentwurf beträgt der Gesamtsatz beim Wehretat 697 Millionen Mark.

Die sozialdemokratischen Anträge wollten eine Ermäßigung der Ausgaben um rund 93 Millionen Mark herbeiführen. Und zwar sollten gestrichen werden: Beim Heerwesen von den fortdauernden Ausgaben 50,7 Millionen, von den einmaligen Ausgaben 3,5 Millionen, bei der Marine von den fortdauernden Ausgaben 8,4 Millionen, von den einmaligen 29,9 Millionen. Die Rechtsparteien behaupteten zur Rechtfertigung ihres Verhaltens, die Ausgaben im Wehretat und ihre Steigerung seien „zwangsläufig“. Alle Möglichkeiten des Verfallens Vertrages müßten restlos ausgeschöpft werden. Sie sehen keinen Grund und keine Möglichkeit zu Streichungen. Unsere Anträge wurden denn auch im Plenum des Haushaltsausschusses kurzerhand abgelehnt. Ebenso erging es den kommunistischen und demokratischen.

Die Militärs hatten also auf der ganzen Linie über das Parlament gesiegt. Diese Situation war dem Zentrum offensichtlich sehr un bequem. Es erschien ihm untragbar, angesichts unserer lebhaften und berechtigten Kritik mit ganz leeren Händen vor seine Wähler zu treten. Unter seinem Druck setzten sich daher die Regierungsparteien unmittelbar vor der letzten Ausschußtagung noch einmal zusammen und beschloßen Streichungen von sage und schreibe rund 7 Millionen Mark. Es sollen gestrichen werden beim Heerwesen fortdauernde Ausgaben 1,7 Millionen, einmalige Ausgaben 2,6 Millionen, bei der Marine fortdauernde Ausgaben 193 000 Mark, einmalige Ausgaben 2,4 Millionen. Diese Kompromißanträge wurden in derselben summarischen Weise angenommen, wie die Oppositionsanträge abgelehnt worden waren. Der Gesamtsatz zum Wehretat wird also durch diese Beschlüsse von 697 auf 690 Millionen Mark herabgesetzt.

Man will also nur die lächerliche Summe von rund 1 Proz. einsparen. Die Bürgerblockparteien haben also im Gegenatz zu ihrem Finanzminister die Riesensummen des Wehretats „heilig und unantastbar“ gemacht und die Mächtige von großen Sammelfonds und Liebertragbarkeitsermäßigungen sind ihnen „Leuchttürme besonderer Sparfamkeit“.

Danach ist es nicht erstaunlich, daß auch die Anträge der Sozialdemokratie, durch die ein Abbau des besonders in den oberen und höchsten Chargen außerordentlich stark überhöhten Offiziersstandes in die Wege geleitet werden soll, stark bekämpft wurden. Ueber diese Anträge soll erst nach Wiederzusammentritt des Reichstages entschieden werden. Nach allen bisherigen Vorgängen wird das Schicksal dieser Anträge das gleiche sein wie das aller anderen. Der von der Sozialdemokratie im Interesse der unbemittelten Massen der Bevölkerung eingeleitete Aktion zur Verminderung der Ausgaben des Wehretats ist also von den Bürgerblockparteien starrer und geschlossener Widerstand bereitet worden. Bei der Wichtigkeit des Wehretats für die Gestaltung des ganzen Reichsetats kann und wird diese Art des Vorgehens nicht ohne Rückwirkung bleiben auf die Stellung der Sozialdemokratie zum Gesamtetat selbst.

Berlin den Polen!

Wünsche eines alldeutschen Generals.

Zum Zeichen dafür, daß es immer noch Leute gibt des Schlages, die nicht alle werden, veröffentlicht die „Deutsche Zeitung“ einen Artikel des alldeutschen Generals a. D. E. v. Liebert, der in allen Tönen die Nachgiebigkeit der Reichsregierung in der Frage der Ostfestungen brandmarkt. In dem Aufsatz findet sich folgende schöne Stelle:

Aber noch eins! Nirgends habe ich bei Besprechung der Ostfestungszerstörung einen Hinweis darauf gefunden, daß Rüsting nur drei Marsche von Berlin entfernt liegt. Falls also die Polen es wirklich wagen sollten, den deutschen Bären anzugreifen, so könnten sie im Umfassen vor und in Berlin stehen. Jedenfalls würde der Biermillionen-Wasserkopf sofort das Geschrei: Hannibal ante portas! zu hören bekommen. Das übrige Deutschland würde sich über ein solches Ereignis weniger aufregen, denn einerseits würden wir dadurch den so wenig beliebten Reichstag, andererseits die ganze Berliner Judenschaft los. Das wäre gar nicht so übel.

Mit dem braven Ostdeutschen aber stimme ich kräftig in sein Psiakrow Polaku! ein. Wir wollen die Worte aber nicht ins Deutsche übersehen, damit unsere lieben Pazifisten sich nicht zu ärgern brauchen.

Wie man sieht, ist das „polnische Hundebrot“ (so ist die Uebersetzung des Psiakrow Polaku) einem positiveren General immer noch gut genug, wenn mit seiner Hilfe — wie wichtig! — der „Wasserkopf“ Berlin besetzt, der Reichstag verjagt, die Juden herausgeschmissen werden.

Es gibt doch noch deutsche Ideale bei den neuen Koalitionsgenossen des Zentrums und der Volkspartei — und wenn sie auch nur zum Bangemachen gut sind!

Eine Ansprache des Reichskanzlers.

Im Verband der auswärtigen Presse.

Auf einem Abend der auswärtigen, d. h. außerhalb Berlins erscheinenden deutschen Presse hielt der Reichskanzler Dr. Marx gestern einen wenig inhaltreichen Vortrag, in dem er für die neue Regierung ein gutes Wetter bot. Diese trage nicht den „Stempel der Einseitigkeit“, sondern werde ebenso arbeiten wie ihre Vorgängerin. Der Opposition gab der Reichskanzler die gute Lehre, sie möge objektiv und sachlich sein. Mit Befriedigung hob er hervor, daß man sich schon die unsachliche Polemik auf dem Gebiet der Außenpolitik abgewöhnt habe. Daß die Urheber dieser unsachlichen Polemik nur die jetzigen Koalitionsgenossen des Herrn Marx, die Deutschnationalen, sein können, ergab sich aus dem Zusammenhang von selbst. Ueber die letzten Äußerungen Erlands sprach Marx freundlich. Auch die neue Regierung wolle wie Briand die Verständigung, und sie hoffe, daß auch die Hindernisse, die allgemein bekannt seien, aus dem Wege geräumt werden. Das Wort „Räumung“ sprach der Reichskanzler vorsichtigerweise nicht aus, wohl weil er weiß, daß die Ausichten für sie zurzeit recht ungünstig sind. Seiner Gemüthung gab er Ausdruck darüber, daß die öffentliche Meinung im englisch-russischen Konflikt einmütig Stellung genommen habe. Die deutsche Regierung wünsche die Beseitigung der Schwierigkeiten, die zwischen den beiden großen Ländern entstanden seien; ihre Politik sei durch den Vertrag von Locarno auf der einen Seite, durch den Berliner Vertrag mit Rußland auf der anderen Seite festgelegt.

Die Rede des Reichskanzlers war die erste seit der Verteidigungsrede, die er im Reichstag für Herrn v. Reudell gehalten hatte. Da er in der Einleitung erklärt hatte, er könne sich vor der Presse „ungezwungen“ äußern als im Reichstag, hätte der oder jener vielleicht erwarten können, er würde diese erste und beste Gelegenheit benutzen, um seine sehr „gezwungene“ Reichstagsrede zu corrigieren und das Unrecht gut zu machen, das er mit ihr begangen hatte. Um den schändlichen Boykott derer um Reudell gegen den Jungdeutschen v. Tresckow zu rechtfertigen, hatte er bekanntlich die Behauptung aufgestellt, v. Tresckow hätte sich eines „Vertrauensbruchs“ schuldig gemacht. Mit dieser objektiv unwahren Behauptung hat er für die Verfolger gegen ihre Opfer Partei ergriffen. So wäre es nur recht und billig gewesen, wenn er die

erste sich bietende Gelegenheit ergriffen hätte, um seine Erklärung zu rektifizieren.

Herrn Marx wird jedenfalls Gelegenheit geboten werden, das Verfaßte nachzuholen.

Die preussischen Mittelstandskredite.

Der Hauptausschuß für bessere Kreditbedingungen.

Der Hauptausschuß des Preussischen Landtages befaßte sich am Mittwoch u. a. auch mit der Kreditgewährung an den Mittelstand. Im Anschluß an eine längere Debatte wurde ein Antrag angenommen, der das Staatsministerium ersucht, Vorzüge zu treffen, daß der gewerbliche Mittelstand in Zukunft leichtere Kreditmöglichkeiten erhält. Die Kredite sollen 1000 Mark übersteigen und mit annehmbarem Prozentsatz amortisiert werden können. Soweit der Staat die Mittel dazu zur Verfügung stellt, sollen sie höchstens zum Reichsbankdiskont verliehen werden. Außerdem wurde ein Antrag angenommen, der die Staatsregierung ersucht, bei dem Reich dahin zu wirken, daß aus den neuerdings für den Härtefonds zur Verfügung gestellten 6 Millionen den vertriebenen Gewerbetreibenden an der Obergrenze mit Beschleunigung Wirtschaftsdarlehen zum Aufbau einer neuen selbständigen Existenz in angemessener Höhe gewährt werden.

Deutschnationale Verleumderpolitik.

Gegen den Landrat von Trebnitz, Renzel, war feinerzeit ein reaktionärer Verleumdungskampagne veranstaltet worden, der zunächst auch sein Ziel erreichte. Renzel wurde abberufen. Als dann aber die Gerichte die Sache näher beleuchteten, stellten sich die Verdächtigungen, wie so oft bei deutschnationalen Kampagnen, als niedrige Verleumdung heraus. Renzel ist heute Polizeipräsident in Magdeburg.

Den Deutschnationalen scheint die Rehabilitierung Renzel sehr schmerzhaft zu sein. Sie benutzen das falsche Gerücht über eine bevorstehende Ernennung Renzels zum Oberpräsidenten von Niederschlesien dazu, die Verdächtigungen in einer kleinen Anfrage zu wiederholen. Der preussische Innenminister macht sich deshalb die Mühe, den Tatbestand noch einmal richtigzustellen. Er spricht gleichzeitig die Erwartung aus, daß die als haltlos erwiesenen Verdächtigungen nicht mehr vorgebracht werden.

Die Erwartung des Ministers wird vergeblich sein. Für die Deutschnationalen sind haltlose Verdächtigungen noch immer das bequemste Mittel gewesen, unbequeme politische Gegner niederzutämpfen.

Änderungen in der preussischen Verwaltung.

Das preussische Staatsministerium hat am Mittwoch beschlossen, den Polizeipräsidenten von Stettin, Genossen Fenner, in den einstweiligen Ruhestand zu versetzen. Der preussische Minister des Innern wurde ermächtigt, den Regierungsrat Georg Meyer vom Polizeipräsidium in Berlin mit der kommissarischen Verwaltung des Polizeipräsidiums in Stettin zu beauftragen. Meyer gehört ebenfalls der Sozialdemokratie an.

Das Staatsministerium ermächtigte den Minister des Innern ferner, gemäß Artikel 86 der preussischen Verfassung, das Einverständnis der beteiligten Provinzialausschüsse dahin herbeizuführen, daß der Regierungspräsident von Stettin Dr. Höhn nach Hildesheim und der bisherige Regierungspräsident von Hildesheim v. Haltern nach Stettin versetzt wird.

Der bisherige Vizepolizeipräsident von Berlin Dr. Friedensburg wurde zum Regierungspräsidenten in Kassel ernannt.

Der frühere Landrat des Kreises Hersfeld, Genosse v. Harneck, der zuletzt Regierungspräsident in Harburg war, ist als stellvertretender Regierungspräsident nach Köln versetzt worden.

Das Landratsamt des Kreises Weuthen wird nach Hindenburg verlegt.

Ein Friedrich-Ebert-Platz in Lübeck. Anlässlich des Todestages des ersten Reichspräsidenten beschloß der Lübecker Senat, den Lindenplatz mit der anschließenden Strahlenkreuzung bis Puppenbrücke „Friedrich-Ebert-Platz“ zu benennen.

Französische Schauspieler in Berlin.

Von Max Hochdorf.

Am Ende dieser Woche werden Schauspieler der Comédie Française, die sich auch hier, indem sie sich das Haus Rollérs nennt, nach Berlin kommen, um im „Theater des Westens“ zu spielen. Nicht die Troupe, die offiziell von ihrem Direktor geführt wird, stellt sich ein, es trennen sich von dem Mutterhause nur einige unternehmungslustige Künstler, die die Fahrt auf eigene Rechnung und Gefahr wagen. Denn glaubt man einigen Franzosen, die sich augenblicklich mit den Reisevorbereitungen beschäftigen, dann handelt es sich um ein höchst gefährliches Abenteuer. Einige Zeitungsschreiber, die aber nicht zu verwechseln sind mit Frankreich, sondern nur jenseitig außerhalb des geistigen Reichesverstandes und des wirklichen Einflusses stehen, daß man sie als kuriose Ausnahmen bezeichnen muß, sehen in der Berliner Fahrt etwas Schädliches, zum mindesten etwas ungewöhnlich Kühnes. Diese unverantwortlichen Leute, die irgendwo ihre Feilen schinden und ihren Riß abladen, heben nun natürlich den Gedanken aus, daß Frankreich schwer benachteiligt und Deutschland ganz ungeheuer begünstigt wird, wenn die französischen Bühnenkünstler bei uns spielen. Damit diese Geschichte glaubhaft gemacht wird, verläumt man auch nicht, die hohe Politik und ebenso die geheime Politik zu bemühen und zu perfizieren, daß es noch gar nicht feststeht, ob man in französischen Außenministerium die Fälle der fabelhaften Helden für ihre Erobererfahrt nach Berlin differenzieren wird. Wir könnten in Deutschland beim Lesen dieses Hin und Her von gegenseitigen Worten glauben, daß noch immer jenseits und diesseits des Rheins zwei Nationen beheimatet sind, denen es heilige Pflicht ist, sich wie Katzen und Hund anzufassen. Die kleinen Heber richten eben das große Unheil an, indem sie den trübseligen Leuten bei jedem Dreck, bei jedem winzigen Ereignis mit den großen nationalen Phrasen kommen. Bevor das auch bei uns in Deutschland geschieht, werde der ganze Schwindel vorher entlarvt und nur dieses gesagt:

Die paar französischen Schauspieler, die nach Berlin kommen, sind in ihrem Lande als tüchtig bekannt. Sie spielen manchmal schlecht, manchmal gut. Die Stücke, die sie uns bringen, kennen wir schon lange. Es ist Durchschnittstheater. Der Regisseur Bertou, der die Troupe führt, will auch den „Tartuffe“ auführen. Das ist lobenswert. Ohne den Pariser vor ihrem Berliner Auftreten unfreundlich zu begegnen, möchten wir ihnen heute schon versichern, daß ihre Salonstücke nach unserem Geschmack schon ebenso verstaubt sind, wie unsere Blumenhals und Kadelburgs. Man macht da bei uns recht betrübliche Reklame, weil man nicht gern in Lokalkammern hineingezogen wird, mögen es auch einmal die duftigen Bouffols gewesen sein.

In diesem Augenblicke werden zwischen den Schauspielernationen der Welt, nämlich der ganzen Welt, jene Beziehungen angeknüpft und erweitert, die im Sommer des vorigen Jahres Gegenstand der möglichen Berliner Internationalen Schauspielertreffen gewesen sind. Eine wichtige Institution des Internationalen Schauspielerverbundes wird die internationale Schauspielertournee sein. Durch diese Karte wird jedem Schauspieler, der einem nationalen Schauspielerverbande angehört, die Garantie gegeben, daß er in dem Lande, wo er Gastfreundschaft sucht, von den dort üblichen geschriebenen

Arbeitsgesetzen, aber auch von den ungeschriebenen Gesetzen der Höflichkeit Nutzen ziehen kann. Wir wissen nicht, ob die Franzosen, die nach Berlin kommen, unsere künstlerischen Ansprüche befriedigen werden. Ja, wir fürchten sogar eine Enttäuschung, weil für den Sachverständigen alles etwas improvisiert und überreift scheint. Wir wünschen aber nicht, daß die fremden Schauspieler bei uns einer anderen Kritik begegnen, als derjenigen, die ihre Kunst herausfordert. Wir wissen ferner, daß einige Tülpel in Paris gerade während der letzten Wochen sich wieder ungeheuer blamierten, indem sie das Kunsturteil mit der politischen Hege vermischten und so zu Urteilen gelangten, die selbst der minderwertigste Augur nur besähen konnte. Wir möchten die Leute, die sich gern um die Dummheit und den Bößwahn verdient machen, heute schon davor warnen, daß sie das Maul klunweit aufreißen und die paar wirklich nicht in Betracht kommenden Pariser, die sich so glänzend blamierten, durch ihre Gefalschase verwehren.

Bolschewistische Karriere.

Von Hedwig Schwarz.

Auf Reichslichkeitserneuerung und feste Bandlung hat man in Bolschewien immer nur geringen Wert gelegt. Soweit der Wortlaut am Märztag reich, redet man sich bei offener menschlicher Unzulänglichkeit mit den „Verhältnissen“ heraus und dabei immer tiefer in den Sumpf der moralischen Korruption, der Berräterei und gemeinen Treulosigkeit hinein. Rummel: ist man offiziell und von Staats wegen jenseits von gut und böse gelandet. Der „Geißel des moralischen Tiefstandes“ ist, wenn man so sagen kann, erreicht.

Fünf Jahre lang suchte die Tscheta nach dem zum Tode verurteilten Sozialrevolutionär Funtikow, der angeblich in Batu bolschewistische Kommissare hat erschießen lassen. Fünf Jahre lang ist es ihm gelungen, sich vor den Jägern zu bergen, bis die eigene Tochter ihn den Diktatoren auslieferte. Der Staat prämiert diesen Verrat, dieses angenehme kleine Verräthen, mit ehrenvoller Aufnahme in die kommunistische Partei und mit der Uebertragung der Leitung der Frauenabteilungen am Don. Aus dem schlichten Fräulein Funtikow ist über Nacht eine Obergenossin geworden. Das Siegel unter die Ernennungsurkunde ist der Schutz ins Herz des eigenen Vaters.

Warum eigentlich auch nicht? Wenn die Kulturstaaten den nahen Angehörigen eines Angeklagten das Recht der Auslagerungsverweigerung gewähren, so dokumentieren sie damit nur ihren „bürgerlichen“, familienideologischen Charakter. In Sowjetrußland ist man konsequent unbürgerlich und unfeindlich, da beweist man sich nur im soliden Umbau der ökonomischen Interessen und bringt es zu einer ganz respektablen Gemüthsathletik. Auch eine Elage tiefer, unterhalb der Ebene des normalen menschlichen Empfindens, spielen sich, unmitteit vor allen Geruch moralischer Verwerfung, jene Vorgänge à la Funtikow ab.

Die Geschichte mabelt aus dem alten Rom das Todesurteil eines Vaters über die eigenen Söhne. Junius Brutus, einer der beiden ersten Konsuln der Republik, ließ seine beiden, in monarchistische Konspiration verwickelten Söhne zusammen mit den angesehensten Jünglingen der Stadt hinrichten. Dem Gedanken unerbittlicher Ge-

rechtigkeit brachte er das grauliche Opfer. „Genosin“ Funtikow liefert ihren Väter den Henkern aus und mochte eine glänzende Karriere. — Wann werden nach bolschewistischem Pseudomorgismus endlich die „Verhältnisse“ in Bolschewien „reife“ genug sein, um eine schlichte menschliche Anständigkeit zu gestatten?

Ein neuer Generaldirektor der Staatsmuseen? Als Nachfolger des am 1. Oktober in den Ruhestand tretenden Geheimrats v. Falke ist — so sagt man — der Kunstreferent im Kultusministerium, Geheimrat Wilhelm Bacholdt, in Aussicht genommen. Seine Ernennung soll unmittelbar bevorstehen.

Literarischer Kommunismus. Genosse A. Tassin-Wien bittet uns um die Veröffentlichung der folgenden Mitteilung: „Die „Kote Fahne“ von Berlin hat am 15. Februar meine Erzählung „Die Tage unseres Lebens“ aus der Wiener „Arbeiter-Zeitung“ vom 11. Februar veröffentlicht, ohne beizufügen, daß es ein Nachdruck ist. Die Leser sind also berechtigt zu glauben, daß ich diese Erzählung direkt an die „Kote Fahne“ geschickt habe. Ich fühle mich deshalb verpflichtet, zu erklären, daß ich, als Sozialdemokrat, nie Beziehungen irgendwelcher Art zur „Koten Fahne“ hatte, daß die genannte Erzählung ohne meine Genehmigung in dieser Zeitung veröffentlicht wurde und daß es für mich eine höchst unangenehme Ueberraschung war.“

Eine menschliche Uhr. Ein eigenartiges Experiment wurde dieser Tage mit der berühmten Uhr der St. Pauli-Kathedrale in London gemacht, die den vielen in dem belebtesten Teil der City Tätigen die Zeit angibt. Die Uhr blieb in der Nacht plötzlich stehen und konnte nicht bis zum Morgen repariert werden, so daß die City des gewöhnlichen Zeitmessers hätte entbehren müssen. Deshalb kletterte ein Mann in den Mechanismus der Uhr hinein und stellte, mit einer Uhr in der Hand, von Sekunde zu Sekunde den großen Zeiger der Uhr. Drei Stunden lang arbeitete er so, und kein Mensch auf der Straße, der zu dem Zeiger emporkam, konnte erkennen, daß sich da etwas Ungewöhnliches ereignete. Unterdessen wurde der Mechanismus der Uhr eingehend untersucht und die Reparatur vorgenommen, so daß der menschliche Uhrmacher seine Arbeit aufgeben konnte.

Ein Frühjahrs-Konzert veranstaltet der Berliner Nimmann-Glor (Mitgl. d. D. A. S. S.) am 18. abends 6 Uhr, in den Wärdensbrunnens-Böden am Kleberstein. Eintritt inkl. Steuer 1 M.

„Die Sieben“. Die Ausstellung der neuen Künstlergruppe „Die Sieben“ (Maler Paul W. Rauber, Hans Wilschön, Oscar Dehne, Peter Paul Götz, Paul Eber, Fritz Steinert, Eike Wegmann) wird heute im Salon Heller, Kurfürstendamm 44, eröffnet.

Die Kunsthildung Viktor Hartberg, Schöneberger Ufer 41, zeigt vom 6. bis 31. eine Kollektivausstellung der neuen Werke Raubers, Götz, Dehne, Wegmann, Eber, Steinert und Rauber.

Ein Planetarium in Wien. Der Wiener Stadtsenat hat beschlossen, 100 000 Schilling für die Errichtung und den Betrieb des Wiener Planetariums zu bewilligen.

Dr. Th. Heine Ehrenmitglied der Dresdener Akademie. Die Akademie der bildenden Künste zu Dresden hat den bekannten Stimpflichmus-Johann Dr. Th. Heine anlässlich seines 60. Geburtstags zu ihrem Ehrenmitglied ernannt.

Wo bleiben die Rundfunkgebühren?

Fragen an die Reichspostverwaltung.

Bei der letzten abgeschlossenen Haushaltsberatung im Verwaltungsrat der Deutschen Reichspost wurde von verschiedenen Seiten scharfe Kritik an dem Finanzgebaren der Rundfunkgesellschaften geübt. Nach dem Vorschlag der Post für 1927 sind aus den Rundfunkgebühren 36 Millionen Mark Einnahmen zu erwarten, von denen die Post 15,25 Millionen und die Rundfunkgesellschaften 20,75 Millionen erhalten. Allerdings haben die Gesellschaften an die Post noch 4,25 Millionen Sendegebühren zu entrichten. Ihnen verbleibt aber immerhin die riesige Summe von 16 Millionen Mark. Dabei ist der Vorschlag der Post von einem Bestand von 1.500.000 Rundfunkteilnehmern ausgegangen, der jetzt schon überschritten ist. Nimmt man bei vorläufiger Schätzung an, daß im Lauf des kommenden Rechnungsjahres rund 500.000 Rundfunkteilnehmer hinzukommen, so wird die den Rundfunkgesellschaften zur Verfügung stehende Summe die Höhe von etwa 17,5 Millionen Mark erreichen.

Wo bleiben nun diese Gelder?

Der Reichspostminister bezieht nicht nur 51 Prozent aller Anteile der Rundfunkgesellschaften, er ist auch, was die Wirtschaftsführung anbelangt, nicht nur unbestrittener Machthaber, sondern er ist auch das Aufsichtsorgan des Reiches für die Wirtschaftsführung. Ihn trifft also die volle Verantwortung, wenn mit den vielen Millionen Rundfunkgebühren nicht so gewirtschaftet wird, wie es sich gehört.

Das dies der Fall ist, wird unter Hinweis auf die im Auftrage des Reichspostministers ausgeführte Prüfung der Rundfunkgesellschaften durch eine Treuhändergesellschaft bestritten. Immerhin wollen die Gerichte über allzu große Freigebigkeit in den Gehältern der leitenden Personen nicht verstummen. Es soll bei den Rundfunkgesellschaften Leute geben, die jährlich das Mehrfache eines Ministergehalts beziehen. Nebenbei sollen sie durch die auf amtlichem Programm basierende Rundfunkzeitung nochmal so viel verdienen. Auch sonst soll man mit Verwaltungsausgaben durchaus nicht sparsam umgehen und das Geld mit vollen Händen ausgeben.

Im Gegensatz hierzu kann die Deutsche Reichspost aus dem Rundfunk keinen Reingewinn buchen, weil die ihr zufließenden Einnahmen durch Ausgaben glatt aufgezehrt werden.

Es ist nur natürlich, daß unter diesen Umständen die Frage einer anderen, für die Post günstigeren Verteilung der Rundfunkgebühren und einer schärferen Wirtschaftsführung der Rundfunkgesellschaften immer wieder erörtert wird. Der Reichspostminister hat im Verwaltungsrat zugestimmt, eine neue Prüfung der Wirtschaftsprüfung der Rundfunkgesellschaften durchzuführen.

Darüber hinaus sind wir der Meinung, daß es angesichts der riesigen Zunahme der Rundfunkteilnehmer auch an der Zeit ist, sich mit der Frage der Herabsetzung der Rundfunkgebühren zu beschäftigen.

Fondspolitik des Reichsarbeitsministeriums

Die Zuwendungen für freie Wohlfahrtspflege.

Wir haben in der letzten Zeit wiederholt in die merkwürdige Verwendung des den Ministerien vom Reichstag zur Verfügung gestellten Fonds hineinschauen müssen. Ueber die Fondspolitik des Reichsarbeitsministeriums bringt die „Arbeiterwohlfahrt“ eine Zusammenfassung aus parlamentarischen Kreisen, in der es unter anderem heißt:

Wichtiglich führen in dem Haushaltsplan des Reiches erhebliche Beträge zur Unterfütterung der freien Wohlfahrtspflege wieder. Diese stehen nicht in dem Haushaltsplan des Reichsarbeitsministeriums (Abschnitt VII), sondern in Abschnitt XVII, dem Haushalte der Allgemeinen Finanzverwaltung. Sie sind ihrer etatsmäßigen Einsetzung nach also Mittel, die eine Fortsetzung der den Ländern bei der Verabschiedung der dritten Steuernotverordnung für die Uebergangzeit zugehörigen Zuschüsse darstellen. Diese Zuwendungen werden aber nicht, wie man nach ihrer etatsmäßigen Einsetzung annehmen sollte, den Ländern und Gemeinden als den gesetzlichen Trägern der Wohlfahrtspflege zur bestimmungsgemäßen Verwendung für Anstalten und Einrichtungen der freien Wohlfahrtspflege überwiesen, sondern ihre Ausschüttung geschieht durch die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege, deren „gleichberechtigte Macht“ durch diese Fondspolitik erst völlig stabilisiert wird. Hinsichtlich des Verwendungszweckes dieser Gelder zeigt nun das Reichsarbeitsministerium eine wahrhaft jugendliche Scheu. Unsere Parteigenossen in den Landesparlamenten, in den Landeswohlfahrtsämtern, in den Stadtverwaltungen und Stadtvereinigungen haben bei Unterstützungsersuchen der Verbände der freien Wohlfahrtspflege schon häufig nach der Zuteilung dieser Reichsgelder die örtlichen und Landesstellen befragt, aber niemals eine ausreichende Auskunft erhalten können, weil das Reich selbst die Länder und Gemeinden über die Zuwendungen im ungewissen gelassen hat. Noch jüngst wurde einem unserer Stadtverordneten von einem bürgerlichen Reichsratsvertreter mitgeteilt, daß die Reichsregierung dem Reichsrat eine Uebersicht über die Verwendung der ihr zur Verfügung stehenden Fonds vorgelegt habe. Diese Uebersicht erinnere ihn aber stark an das Haushaltsbuch seiner Frau, die einzuschreiben pflege: Blumenstod 0,80 Mark, Straßenbahn 0,15 Mark, Dierkes 40,50 Mark. Während nämlich das Reichsministerium des Innern in einer Aufstellung über die einzelnen Zuwendungen an private Einrichtungen und Anstalten von 1500 Mark bis zu einem Höchstfalle von 622.640 Mark im einzelnen unter Benennung der Empfänger in 72 gesonderten Positionen Auskunft gibt und auch das Reichsarbeitsministerium in seinem eigenen Haushaltsplan die sechs Empfänger, die nicht den Spitzenverbänden der Liga angehören, mit 800 Mark bis 18.000 Mark einzeln aufzählt, weiß es die Ausschüttung an die Spitzenverbände ohne die einzelnen Empfänger zu bezeichnen mit der niedlichen Summe von 8.220.000 Mark (acht Millionen 220 Tausend Mark) aus, wozu noch 800.000 Mark zur Tuberkulosebekämpfung des Anstaltspersonals dieser Einrichtungen und ein Ausgleichsfonds des Reichsarbeitsministeriums mit 800.000 Mark kommen, der sicher auch nicht ganz den der Liga angeschlossenen Verbänden vorenthalten worden ist.

Es wird Aufgabe unserer Fraktion sein, bei der Beratung des Abschnitts 17 des neuen Reichshaushalts vom Reichsarbeitsministerium einen genauen Nachweis über die Art und Form der Zuwendungen der in früheren Jahren in diesem Abschnitt bewilligten Millionenbeträge zu fordern, ein Verlangen, zu dem sie nach § 86 der Reichsverfassung berechtigt ist.

Der Parteitag des schlechten Gewissens.

APD. gegen „Ueberradikalismus“.

Essen, 2. März. (Eigener Drahtbericht.) Am Mittwoch begannen im Saalbau in Essen die eigentlichen Verhandlungen des kommunistischen Parteitages. Der Reichstagsabgeordnete Deming erstattete den Tätigkeitsbericht der kommunistischen Zentrale. Er wandte sich scharf gegen die Kritik der Einzel- und Rechtsgruppierungen und kritisierte vor allem die überradikalen Aeußerungen der Oppositionsführer. Die Partei werde dadurch in ihrer systematischen Gewerkschaftsarbeit gestört. Die von Lenin verfolgte Bündnispolitik mit dem gewerblichen Mittelstand

Kampf und Diplomatie in China.

Englische Truppen vor Schanghai. — Ein neues Abkommen mit Kanton.

London, 2. März. (Eigener Drahtbericht.) Marshall Sun, der im Range zweite General der vereinigten Anti-Kantonarmee, hat den Rücktritt vollzogen. Seine Abdankung wurde dem Marschall Tchangtsolin, dessen Armeen sich nunmehr durch die Provinz Honan zum Zweck des Angriffes auf Kantau bewegen, übermittelt. Der Gouverneur von Hangschau, Tchang, ist nunmehr alleiniger militärischer Herr von Schanghai. Im Befolge der desertierten Truppen Mengschangou wurde nunmehr die gesamte Armee des Marschalls Sun auf der Verteidigungslinie Siutjau herausgenommen und durch Tchangtsolins Truppen ersetzt. Zurzeit wird im westlichen Distrikt von Schanghai links der sogenannten Edinborough-Straße eine zweite Verteidigungslinie angelegt.

In amtlichen Kreisen Londons wird am Mittwoch mitgeteilt, daß die Verhandlungen zwischen dem britischen Delegierten O'Malley und Tchang wegen der britischen Konzession Kiu-Kiang so weit fortgeschritten sind, daß ein Abkommen über diese Konzession unmittelbar bevorsteht, das denselben Charakter wie das für die britische Konzession Kantau tragen soll.

Die Tatsache, daß die britische Verteidigungslinie in Schanghai außerhalb der internationalen Konzessionen auf chinesischem Boden angelegt worden ist, hatte Anlaß zu einer Reihe von Anfragen führender Mitglieder der Arbeiterpartei im Unterhaus an den Außenminister gegeben. In seiner Antwort betonte Chamberlain, die britischen Truppen handelten lediglich zur Verteidigung des Lebens britischer Staatsangehöriger und müßten daher auch ermächtigt werden, solche Stellungen zu beziehen, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe zum Schutze britischer Staatsbürger benötigen würden.

Einigungsvorschläge Tchangtsolins an Kanton.

Aus China liegen verschiedene Meldungen vor, die nur mit Vorbehalt anzunehmen sind. So heißt es, daß Tchangtsolin der Kantonregierung einen Friedensvorschlag auf der

Grundlage der Teilung Chinas mit dem Panafrikaner als Grenzlinie übermittelt habe. Eine einzige Vorbedingung soll dahin gehen, daß sich die Kantonregierung vollständig vom Bolschewismus loslöst. In offenbarem Zusammenhang mit dieser Nachricht stehen Meldungen über ernsthaftige Meinungsverschiedenheiten auf der Tagung des Zentralkomitees der revolutionären Kuomintang-Partei über die Stellung der nationalen Bewegung zu Sowjetrußland. Der südjapanische Generallieutenant Schiangkaishi soll dabei in heftigen Gegensatz zu den russischen Generälen geraten sein. Endlich wird aus Schanghai gemeldet, daß der General Tchang, der in der Verteidigung Schanghais den General Sun völlig verdrängt zu haben scheint, eine Annäherung an Kanton, ebenfalls auf der Basis der Ausschaltung jeden bolschewistischen Einflusses in chinesischen Angelegenheiten, erstrebe.

Des weiteren wird aus Schanghai gemeldet, daß ein Unterführer von Sun zu Kanton übergetreten sei, und daß ferner zwischen den Truppen der beiden neuen „Bundesgenossen“ Tchang und Sun starkes Mißtrauen herrsche, daß bereits zu Zusammenstößen geführt habe.

Im Unterhaus erklärte Chamberlain auf eine Anfrage, daß die Amerikaner in Schanghai ganz unabhängig von den Engländern vorgehen. Dagegen bestätigte er, daß die englischen und italienischen Truppen gemeinsame Verteidigungsmassnahmen getroffen hätten.

Englische Arbeiterpartei und Kuomintang.

London, 2. März. (W.B.) Die Zeitschrift „New Leader“ veröffentlicht eine Unterredung mit dem Justizminister der nationalchinesischen Regierung, Dr. Hsu, in der der Vorschlag gemacht wird, daß Vertreter der englischen Arbeiterpartei eine Abordnung nach China entsenden sollen, um in unmittelbare Fühlung mit dem chinesischen Kuomintang zu treten.

Die Kumpels gegen Baldwin.

Eine Kundgebung beim Besuch an der Unglücksstätte.

London, 2. März. (Eigener Drahtbericht.) Ein beispielloser Vorgang spielte sich am Mittwoch bei der großen Grubenkatastrophe in Wales ab. In völliger Verkennung der tiefen Verbitterung, die sich gegen den Ministerpräsidenten wegen der parteiischen Haltung der Regierung im Kohlenkampfe unter der bergbau-treibenden Bevölkerung angesammelt hat, begab sich am Mittwoch Baldwin nach dem Ort des großen Grubenunglücks, um durch seine Anwesenheit seine Sympathie kundzutun. Der Ministerpräsident hatte kaum sein Automobil verlassen, als er Gegenstand feindlicher Demonstrationen von seiten der Bevölkerung des Katastrophengebietes wurde. Die Demonstrationen wurden von den Führern und Lokalführern der Bergarbeiter aufs schärfste verurteilt.

Am Ausgang zur Grube, wo Frauen und Kinder die ganze Nacht gewartet hatten, spielten sich herzerregende Szenen ab, als am Mittwoch morgen um 9 Uhr bekannt wurde, daß nunmehr jede Hoffnung auf Rettung der noch nicht Geborgenen vergeblich sei. Die mit den Bergungsarbeiten betrauten Arbeiter haben bei dem Versuch, noch weitere Menschenleben zu retten, in den letzten 24 Stunden unter ständiger eigener Lebensgefahr unerhörten Heroismus entfaltet.

Aus der Deportiertenhölle.

Der Brief eines Gefangenen.

Aus Mailand berichtet man uns: Von der Insel Lampedusa ist soeben hier ein Brief eingetroffen, den wir lediglich unter Ausmerzung einiger Sätze, die den Autor den Meinigern verraten könnten, wiedergeben:

„Auf der Insel Lampedusa sind wir ungefähr 350 gemeine und politische Verbrecher. Der griechische Name der Insel bedeutet „Insel der Schmerzen“. Wir politischen Verbannenen sind unserer 130 von allen Parteien, darunter auch zwei abtrünnige Faschisten. Wir haben zwei Abgeordnete unter uns, den Republikaner Mora und den Kommunisten Picelli. Wir schlafen alle in einem einzigen Raum auf strohbedeckten Pritschen und einer auf dem anderen. 4 Uhr 30 nachmittags werden wir hereingerufen und um 6 Uhr nach dem Appell eingeschlossen. Morgens um 7 Uhr werden wir hinausgelassen und haben dann die Freiheit, uns auf der ganzen Insel zu ergehen, dabei aber nicht über 200 Meter hinweg von dem Schloßaal zu entfernen. Wer einen Schritt darüber wagt, wird festgenommen und auf mindestens fünf Tage in eine Zelle gesperrt. Die Ueberwachung besorgen faschistische Wächter. Der sie befehligende Leutnant beliebt täglich folgende Ausrufen: „Ihr seid hier als unsere Geiseln. Ihr seid das Brot für unsere Zähne. Man müßte der Madonna eine Wachskerze weihen, wenn ein neues Attentat auf den Duce geschähe, denn dann werden wir Euch alle niederknallen... Man denke, eine kleine Bombe genügt, euch allen den Garaus zu machen... Je mehr wir's Euch geben, desto größere Anerkennung finden wir... Ihr sollt noch die Eisenstangen und, wenn Ihr wollt, die Dolche meiner Leute schmieden lernen!“ Vor kurzen Zeit, in der Abenddämmerung, waren wir das Opfer einer Brodloste, die üble Folgen hätte haben können: unser Schloßaal wurde plötzlich von Wägen und Carabinieri mit aufgezacktem Bajonett gestürmt. Verschiedene von uns wurden angerempelt und verwundet, ungefähr 20 für 20 Tage in die Einzelhaft gesteckt. Einige von uns wurden sogar zur Absonderung in Einzelhaft nach Civitavecchia für sechs Monate gebracht. Und alles das wegen irgendeines Grundes.“

„Kraft und Schönheit“ in Belgien unsittlich!

Brüssel, 2. März. (Eigener Drahtbericht.) In den letzten Tagen veranstalteten Studenten der katholischen Universität Löwen wiederholt Kabauffen vor einem Kino, wo der deutsche Film „Kraft und Schönheit“ dargeboten wurde, weil dieser Film angeblich unsittlich sei. Das Publikum wurde gewaltsam von einem Zutritt zu dem Kino zurückgehalten. Mehrere Professoren der Universität beteiligten sich an diesen Szenen. Polizei und Gendarmerie mußten einschreiten. Obwohl sonst die Studierenden der Löwener Universität und die holländischen Studenten in hartem Kampfe gegeneinander stehen, waren sie diesmal auf literarischen Einflüssen hin in hohem Eintracht vereint.

Die Demonstrationen wirkten um so protestar, als die belgische Filmbehörde diesen Film sogar für jugendliche unter 16 Jahren freigegeben hatte. Das Vorgehen der Studenten wird von der Presse aufs schärfste verurteilt.

und den Kleinbauern, die in Rußland so große Erfolge gehabt haben, müsse auch in Deutschland ohne jeden radikalen Unterton durch die geschickte Interessensvertretung von der Kommunistischen Partei verwirklicht werden. Parlamentarische Fehler bei der Regierungsbildung in Mecklenburg und andere Fehler bei der Behandlung der Sozialdemokratischen Partei in Thüringen wurden von dem Berichterstatter ebenfalls scharf gerügt. Einige Delegierte aus Thüringen veranlaßte das zu lebhaften Protestrufen. Im Anschluß an die Debatte erhielt die bisherige Parteiführung eine Mehrheit von 180 gegen 8 Stimmen.

Völkische unter sich.

Wer über Hitler schimpft, wird verprügelt.

Den Völkischen genügt es offenbar nicht mehr, daß der Krawall in ihrem Lager mit geschäftigen Briefen, persönlichen Anschuldigungen und ähnlichen Scherzen ausgetragen wird. Daher beriefen sie zum Mittwoch in die Räumlichkeiten eine Versammlung ein, als deren Veranstalter zwei feindliche Gruppen, die völkische Arbeitsgemeinschaft und die Nationalsozialistische Freiheitspartei, austraten. Unter den uniformierten Gestalten, die an der Versammlung teilnahmen, trugen viele sichtbar die Zeichen ihres „geistigen Kampfes“, manche den Arm in der Binde, manche den Kopf umwickelt. Die Anhänger beider Richtungen mußten erst aufgefordert werden, den Redner der jeweils anderen Parteien ruhig anzuhören — sie zeigten nicht über Lust, über einander herzufallen. In dieser gereizten Stimmung hielt der Völkische Kube eine ebenso zerfahrene wie geschwollene Rede, die in einem Lobgesang auf Sowjetrußland gipfelte. Seine mit großem Pathos vorgetragenen, aber von den eigenen Anhängern nicht einmal recht verstandenen Ausführungen erhielten eine würdige Pointe durch die Angriffe des zweiten Redners, des Nationalsozialisten Dr. Goebels, gegen Jürgen v. Ramin, der bekanntlich die Abhängigkeit Hitlers von seinen kapitalistischen Geldgebern gekennzeichnet hatte. Trotz der Immunität würde Ramin seiner Strafe nicht entgehen. Selbst wenn die Nationalsozialisten sich das Fahrgeld stehlen müßten, würde er keine Versammlung mehr abhalten, ohne sich vor den Nationalsozialisten verantworten zu müssen.

Die ganze Veranstaltung zeigte in ihrem Aufbau und ihrem Inhalt den hoffnungslosen Zerfall der völkischen „Befreier“, die selbst nicht mehr wissen, für oder gegen wen sie kämpfen sollen.

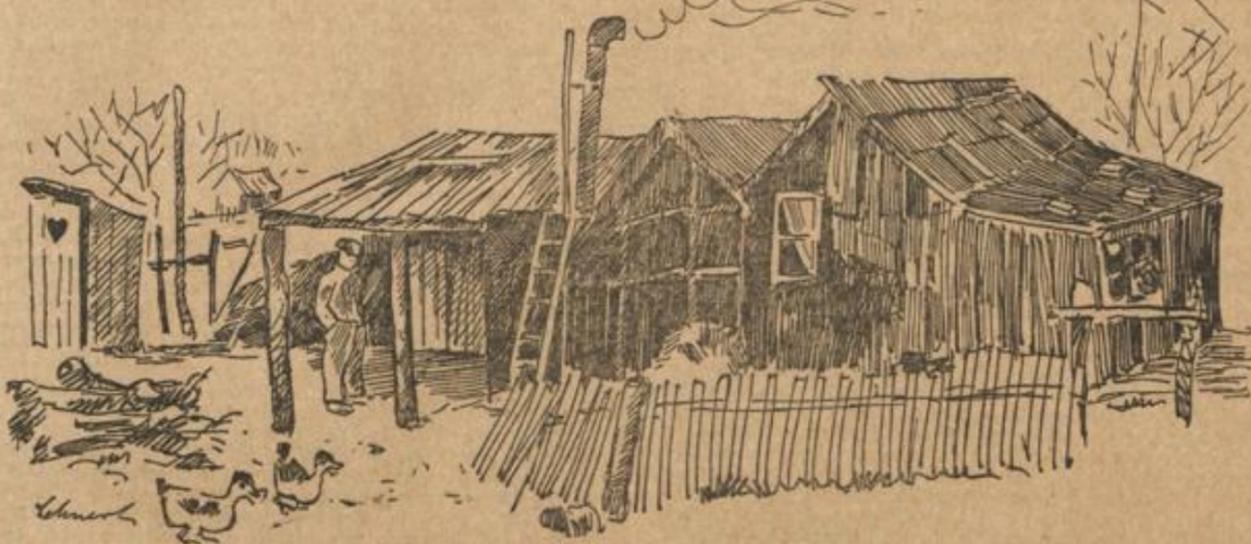
Doehring legt los.

Gegen das Konkordat — gegen das Papsttum.

Die Verhandlungen über das bevorstehende Konkordat werfen ihre Schatten voraus, und die Zentrumsleute werden nicht mehr lange die zarte Rücksichtnahme finden, die ihnen ihre Genossen in der Regierung, die Deutschnationalen, in der ersten Freude über das Zustandekommen des Ministerfesselgeschäfts entgegen brachten. Der bekannte reaktionäre Pastor Doehring hat seinen „Luther-ring“ gegründet, um die evangelischen Belange zu verteidigen. In der ersten Versammlung dieses Verbandes, die am Mittwoch im Kriegervereinshaus stattfand, tauschten viele Kirchensteuer zahlende Mitglieder auf die Kampfanzeige gegen das Papsttum. „Führt der Papst fort, durch den Konflikt in Berlin Konkordatspolitik zu treiben, dann erklären wir in aller Heftigkeit, daß dadurch heilloser Ungemach über das deutsche Volk kommen wird.“ Das alte starke Kaiserreich Deutschland habe sich kein Konkordat gefallen lassen, das neue von internationalen Phrasen verpackte und geschwächte Deutschland steht ihm hilflos gegenüber. Es ist abzumachen, wie weit diese „Verleumdung“ auch die Deutschnationalen mitgenommen hat. Die katholische Kirche als internationale politische Macht verliert, „romantischen Geist in das Deutschtum zu verpflanzen, gegen den wir uns unter allen Umständen wehren müssen. Denn orientalische und slawische Einflüsse sind schon stark genug vorhanden.“ Natürlich gab es auch dazu die übliche Jüdenhölle. Gegen Locarno und Genf wurde natürlich trotz der „Rücklinien“ gewettert. Politische Sklaverei und moralische Knechtung sind nach den Rednern die Folgen. — Das Zentrum wird an seinen neuen Freunden noch viel Freude erleben!

Im Befinden des Großen Löbe hält die Besserung an. Ein Anfall wurde es allerdings gestern durch einen Unfall beeinträchtigt, der der großen Mutter des Patienten zugefügt war. Diese hatte sich durch einen Sturz den Arm gedreht und wurde in dieselbe Klinik gebracht, in der sich Genosse Löbe befindet. Leider war es unmöglich, ihm diesen Unfall zu verschweigen.

Kolonie „Sorgenfrei“ . . .



So wohnt man in „Sorgenfrei“.

Wir Berliner haben eine große, unglückliche Liebe: Die Liebe zur Natur, von der uns eine steinerne Schranke trennt, eine Schranke, die mit jedem Jahr dicker und höher wird. Und mit jedem Jahr wird diese Schranke für einen schmalen Geldbeutel unüberwindlicher. Richtig „raus“ kommt so eine vielköpfige Arbeiterfamilie oft das ganze Jahr hindurch nicht, wenn sie nicht ihre „Laube“ hat. Und diese Laubenkolonien, die in dichtem Gürtel an der Peripherie Berlins liegen, die immer ein Lieblingspielzeug des Berliner Proletariats waren, diese „Mittlergüter“ von wenigen Quadratmetern, sie bieten jedem Zufallsbesucher im Sommer noch das gleiche Bild: Fröhliche Menschen, lustige Kinder, Farbe und Leben überall. Aber man muß einmal jetzt, in winterlicher Zeit, hinausgehen, um zu sehen, wieviel sich hier in den „Villenkolonien“ der kleinen Leute verändert hat, um zu merken, welches Elend jetzt so eine bunte Kullisse verdeckt. . . .

„Sorgenfrei.“

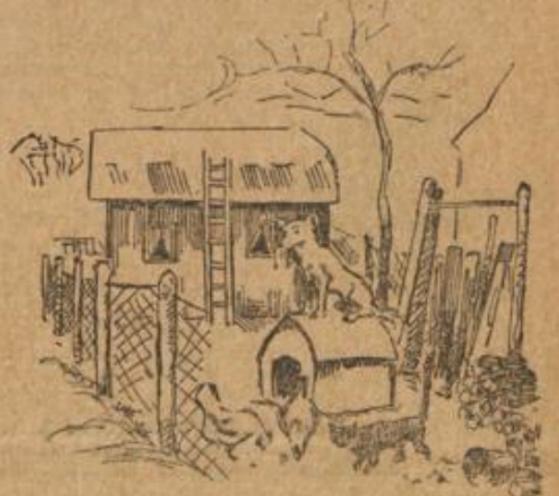
Auch von den Laubenkolonien gilt das alte Berliner Wort: „Et gibt none und solche.“ Schief und krumm sind die aus Ristenbrettern, Dachpapperecken und verrostetem Wellblech zusammengewebenen Lauben, offen wie auf der flachen Hand stehen die Parzellen, von keinem gemeinsamen Zaun umschlossen. Nur eins verbindet sie meist: Ein wunderschöner Name, ein Name freilich, der oft so paßt, wie „die Faust aufs Auge“. Flach auf dem Brachfeld liegt „Waldfrieden“ und dort, wo jämmerlichstes Elend haust, nennt man sich „Sorgenfrei“. — Wer wohnt, wie wohnt man nun in „Sorgenfrei“? Wohnlauben — das kannten wir schon immer; aber das ist doch etwas Neues: Jetzt gibt es Laubennester, und gerade die bewohnen nicht etwa die besten, sondern die schlechtesten, die zugigsten und wackeligsten Lauben, die der Vermieter absolut nicht dazu für geeignet halten würde, da selbst im Winter über auszuhalten. Aber zum Vermieten an andere sind sie gut genug, und vor allem eins: Sie bringen hohen Mietzins, eine Miete, mit der der „Hausvater“ oft vielleicht keine eigene, schöne und warme Wohnung völlig bezahlen kann. Aber die Bewohnern, von ihren eigenen Klassenangehörigen ausgenutzt und ausgepreßten Mieter zahlen geduldig und schweigend. . . . denn: die Laubenkolonie war ja ihre letzte Zuflucht, und man muß ja noch zufrieden sein, daß die Leute uns das hergeben“, meint eine junge Frau, die im obemaligen — Stall ihres Mannes wohnt. Dabei sind diese Mieter kein Lumpenproletariat, keine „Müllkutenindianer“. Ach nein, es sind ordentliche Mieter, wie sie kein Hausagrarier besser wünschen könnte. . . . Da ist die erste

vermietete Laube. Ein dicker Junge mit messingblonden Locken spielt am Drahtzaun, ein sauberes, ordentlich gehaltenes Kind. Die Mutter gestottert gern den Eintritt. Zuerst kommen wir in die Küche, sie ist ungefähr 1,20 mal 2,50 Meter groß; gekocht und gelebt aber wird im „Wohnzimmer“, denn man will doch einen Raum richtig warm haben, und dazu gehört bei solcher Bretterlaube allerhand“, meint die junge Frau. Sie zahlen für die Laube, die aus der Küche und der zirka 2,50 mal 2,50 Meter großen „Wohnstube“ besteht, 20 Mark Miete monatlich. „Was sollten wir denn anders machen, wir sind nun schon fünf Jahre beim Wohnungsamt in Potsdam eingetrotten! Und wir haben alles andere versucht; ich bin mit meinem Mann und dem Kind auf Landarbeit gegangen, aber wir konnten die schwere Arbeit beide nicht ertragen, da wurden wir entlassen. Dann habe ich Stellung angenommen, mein Mann ging in Schlafstelle, und das Kind haben wir ins Kinderheim gegeben. Aber wir konnten die 68 Mark Pflegegeld monatlich nicht erbringen, und man will doch auch nicht immer getrennt sein. So sind wir hier hergezogen und sind noch froh, daß wir gerade diese Laube haben, denn sie ist wenigstens dicht. In der Nacht wird es ja trotzdem recht kalt, und das Kind muß immer im Tritot schlafen, aber unsere Laube ist noch die beste! — Mein Mann? — Er ist Metzeldreher, aber schon lange arbeitslos, wir haben die Unterstützung und täglich einen Liter Milch für das Kind, da ist die Miete immer eine schwere Last; aber die anderen Lauben sind noch teurer oder viel schlechter.“ Und man sieht es der Wohnstube wirklich an, wieviel Fleiß und Liebe hier am Werke war, um selbst aus der Laubenwohnung ein Heim zu machen. Den Schrank aus rohen Brettern („wenn wir mal Geld übrig haben, wird er auch gestrichen“, entschuldigend die junge Frau), das Kinderbett hat der Mann selbst gebaut. Außerdem steht noch ein Bett, eine schmale Chaiselongue und ein Stuhl in der Stube, aber alles ist blank und lauter.

Ein paar Parzellen weiter haust in einer Laube ein Ehepaar mit zwei Kindern, zwei Mädchen von 4½ und 2½ Jahren. Die Laube ist nicht ganz so groß wie die erste, auch in „Stube“ und Küche geteilt. Ein Kinderbett, ein Bett für die Eltern, ein Tischchen — das sind alle Möbel. Der Mann ist Rutscher, er hat 40 Mark wöchentlich netto. „Aber dafür kriegen wir doch keine Wohnung“, erzählt die Frau; „wir sind vor ein paar Jahren erst zugezogen, weil mein Mann dachte, hier Arbeit zu kriegen. Dann habe ich eine Portierstelle genommen, und wir hatten ein kleines Zimmer, aber es war kein Dien drin. Da hat der Hauswirt gesagt, wenn ich viermal auf die 10 Mark Barlohn verzichten will, läßt er mir einen Ofen legen. Ich war einverstanden, aber nachher sollte ich weiter ohne Vorlohn arbeiten, und wie ich das nicht mochte, wurden wir ermittelt. Da war ich froh, daß wir die Laube kriegten, denn

wir haben ja keinen Anspruch beim Wohnungsamt! — Bloß sie ist zu teuer: 5 Mark die Woche (22,50 Mark im Monat), um sie so löst sie. . . .“ Und wahrhaftig, sie ist verflucht „löst sie!“ — Der Fußboden ist nur teilweise gepflastert, über der Tür ist ein fast handbreiter Spalt, an der Seite, wo das große Bett steht, sieht außen die Dachpappe, wenn es regnet, ist die ganze Wand feucht, und durch die Fenster zieht es, so daß die Gardinen wehen. Aber der geschäftstüchtige Besitzer ließ sich von den vorigen Mietern sogar 28 Mark monatliche Miete zahlen, wie die Nachbarn versichern. — Die Frau, die das alles gleichmäßig erzählt, ist hochschwanger; sie hat schon für die letzte Nacht mit ihrer Entbindung gerechnet, und sie will hier entbinden! „Wo soll ich denn hin mit die Kinder. . . .“ ich habe doch keinen, der hier für sie sorgt. . . .“ Und so soll hier in der zugigen Laube, wo jeder Tropfen Wasser dem „Abseiner“ abgequält werden muß, wo große Töpfe zum Sterilisieren, wo sogar die notwendige Beleuchtung fehlt, ein Kind geboren werden.

Da aber steht noch ein. . . ja, Laube ist dafür entschieden zwölf gefagt. Das Dach ist nur noch einer Seite hin abgekrägt, und die ganzen Wände sind viel kleiner als bei den anderen Lauben, und unter den Kolonisten heißt diese „Kabache“ der „Stall“. Früher scheint sie auch dazu gebient zu haben, denn der „Herr Hauswirt“ hat für sich selbst noch eine pompöse Brettervilla auf der Parzelle, hier haust ein Brautpaar. Sie sind noch nicht standesamtlich getraut, und so werden sie allgemein nur so bezeichnet. Denn unser Proletariat steckt voll bürgerlicher Rücksicht. . . . Beide sind arbeitslos, und zusammen haben sie nur 24 Mark Unterstützung in der Woche. „Davon kann man sich kein Zimmer für 30 Mark leisten“, meint der junge Mann. Möbel haben wir ja noch nicht recht. . . .“ Und wirklich, hier besteht das ganze Meublement der Stube aus den zwei Bettstellen und einem Tisch. Mehr hätte aber auch nicht Platz, und die Küche ist durch den kleinen Küchenschrank vollkommen ausgefüllt. Durch alle Fugen bläst der Wind, und es sind sogar fingerbreite Lücken in den Wänden. Das Dach über der „Küche“ mußte der Mieter erst selbst mit Dachpappe flicken, denn der Belag schloß gänzlich. Jetzt legt der junge Mann im „Schlafzimmer“ einen doppelten Dachboden, um die schlimmste Kälte abzuwehren; zu den langen Brettern für Doppelwände reicht das Geld noch nicht. Alle diese Verbesserungen macht der junge Mann aber nicht etwa an seinem Eigentum, denn für diesen „Windpalast“ haben die jungen Leute ihrem „Hausagrarier“ 18 Mark monatliche Miete zu zahlen. „Aber es wird ja nicht für ewig sein.“ meint die junge Frau hoffnungsvoll. . . .



Das sind einige Mieter. Daneben aber wohnen auf dem Gelände noch eine Anzahl von Besitzern. Manche haben aus ihren Lauben richtige Schmuckkästchen gemacht, und ein „Großbauer“, dessen festes Wohnhaus ein alter Eisenbahnwagen ist, hält sogar zwei Kühe und ist so zum „Molkereibesitzer“ und Milchlieferanten für die ganze Gegend geworden. Andere haben ihre Lauben zwar nach Möglichkeit dicht gemacht, aber drinnen sieht man, daß sich die Bewohner wirtschaftlich auf dem Abstieg befinden, daß das jahrelange Hausen in der „Laube“, das es so schwer macht, auch nur die primitivsten Kulturbedürfnisse zu befriedigen, sie langsam zu „Müllkutenindianern“ degradiert. Alle Frauen, die tagelang nicht mit Wasch-

33]

Gerichtstag.

Von Fred Bérence.

Copyright 1925 by Paul Zsolnay, Wien

„Ich hoffe, daß du mit der Zeit lernen wirst, dann zu schwärzen, wenn es am Platz ist. . . . du. . . bist gemein.“ murmelte ich zwischen den Zähnen.

„Was sagst du?“

„Ich sah, daß er Luft hatte, seinen Sieg vom Morgen auszunützen, und daß er imstande gewesen wäre, vor dem Dienstmädchen mit mir zu raufen.“

„Nur, daß ich ganz still bin.“

Und ich ging aus der Küche.

Er öffnete ein wenig die Tür und schrie auf den Korridor hinaus: „Du hast ganz recht, denn sonst. . . Du weißt ja, daß du es nur zu sagen brauchst, wenn dir etwas nicht paßt.“

Ich ging ins Speisezimmer zurück und ließ mich auf einen Stuhl fallen; die Stirn an das Fenster gepreßt, versuchte ich nachzudenken. Was hatte sich doch alles seit dem gestrigen Abend zugetragen! Ich wollte mich anklagen, aber ich war nicht schuldig, er hatte die Lust verpestet. Warum nur? Was hatte ich ihm denn getan?

Die Tür ging auf, die Mutter trat ein, ich wollte sie herzlich begrüßen, aber ein kaltes „du bist hier“ hielt mich zurück.

„Guten Morgen, Mama, wie hast du geschlafen?“

„Guten Morgen, ich habe schlecht geschlafen.“

„Bist du nicht wohl?“

„Wie kann es mir gut gehen, wenn sich hier derartige Szenen abspielen?“

„Mama, du weißt ja ganz gut, daß ich nicht angefangen habe, gestern hast du selbst den Beweis dafür gehabt.“

„Gut, aber du hättest schweigen müssen, der Vater ist krank und einem Kranken verzeiht man alles.“

„Das ist aber keine Entschuldigung dafür, solche Worte zu gebrauchen; ich habe nämlich gestern abend gehört. . .“

„Schweig, ich weiß ja schon lange, daß du ganz herzlos bist, aber jetzt bin ich fest davon überzeugt.“

Ich bläute ihr starr in die Augen und wollte einen Schrei ausstoßen. Aber ich beherrschte mich, nahm meinen Hut und rief ihr zu: „Ich komme zum Essen nach Hause, Adieu.“ lief rasch die Treppe hinunter und stürzte auf die Straße.

Schwere Wolken türmen sich auf.

Ich irrte durch mehrere Straßen, ohne zu wissen, wohin ich ging. In meinen Schläfen hämmerte es, immer kam derselbe Gedanke wieder: Was habe ich ihnen denn getan, was habe ich ihnen getan? Endlich wurde ich im Geben ruhiger. Ohne recht zu wissen, wie, kam ich auf den Quai des Gang Wieses. Ich blieb lange an der Mferböschung stehen, stützte mich auf das Geländer und tat, als wäre ich ganz verunken in den Anblick der Schiffe, die in den Hafen einfuhren und ihn wieder verließen. In Wirklichkeit sah ich nur das blaue Wasser, das mich auf eigentümliche Weise anzog. „Wie gut ließe es sich da drinnen schlafen. . .!“ Dieser Gedanke tesselte mich und ohne recht zu wissen, was ich eigentlich wollte, verließ ich den Quai und begab mich auf den Molo.

„Wanz schon ruht man auf Moos und Sand, das saphirblaue Wasser spült über dich hinweg und treibt dich sanft bis ins Meer. . .“ und plötzlich stand vor mir das Bild eines Ertrunkenen, den man vor einiger Zeit aus dem See gezogen hatte. Ich sah den grünlichen, mit Moos bedeckten Körper, die leeren Augenhöhlen, Fische hatten die Augen gefressen. Ein unbeschreibliches Entsetzen erfaßte den einen Teil meines Wesens, während zugleich der andere rief: „Aber man fühlt ja nichts mehr, man weiß nichts mehr, alles ist dann für immer zu Ende!“

Ein kleiner Junge stieß mich im Vorübergehen an, er blieb stehen, errötete, zog den Hut und flüsterte: „Brüchigen Sie.“

Ich bläute ihn an und fand, daß er Paul ähnlich sah, lächelte ihm zu und dieses Lächeln stellte mir Paul vor Augen. Eine unvernünftige Begierde, Paul sofort wiederzusehen, hatte mich ergriffen. Ich vergaß alles Böse, ich wollte ihn sehen, sofort mußte ich meinen Bruder, mein Kind sehen. Das Leben sah mir wieder schön und heiter. Ich beschleunigte meine Schritte. An einer Straßenbiegung sah ich die Patin. Ich grüßte und sie winkte mir zu.

„Wohin läufst du?“

„Ich gehe nach Hause, es ist bald Essenszeit.“

„Seit wann speißt ihr so bald?“

„Verwirrt sah ich auf die Uhr, es war noch nicht zwölf.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Wenn du Lust und Zeit hast, kannst du selbstverständlich ein Stück Wegs mit mir gehen.“

Wir gingen ein paar Schritte nebeneinander, ohne zu sprechen.

„Wo ist Paul?“

„Er ist zu Hause geblieben.“

„Warum hast du ihn nicht mitgenommen?“

Ich schwieg.

„Jacques, du hast etwas auf dem Herzen. Was ist denn geschehen? Etwas mit deinem Vater?“

„Er ist ein Schuft“, rief ich unwillkürlich.

„Da teilst du mir nichts Neues mit, aber warum sagst du das jetzt. Sonntag habe ich noch euer gutes Einvernehmen bewundert.“

Da erzählte ich ihr alles. Die Patin hörte aufmerksam zu, ohne mich zu unterbrechen. Als ich geendet hatte, sagte sie mir: „Das ist noch schlimmer, als ich dachte. Dein Vater ist krank, hast du das vergessen?“

„Sie entschuldigen ihn auch?“

„Nein, du täuschst dich, ich beurteile ihn strenger als irgend jemand, ich will nur feststellen. . .“

Ich atmete erleichtert auf.

„Alle diese Sorgen und Aufregungen haben deine Mutter mehr heruntergebracht, als die Entbehrungen. André ist eifersüchtig, er neidet dir deine Stellung als Oberhaupt der Familie, es ist leicht einzusehen, daß sich alle gegen dich und auf Seiten deines Vaters stellen, im Augenblick, wo der Vater gegen dich Partei ergreift.“

„Das sind ja schöne Aussichten, was soll ich aber tun?“

„Geduld haben.“

„Mutlos ließ ich die Arme sinken.“

„Nicht wahr, du hast Paul und Alice sehr lieb?“

„Das wissen Sie selbst.“

„So ertrage alles wegen der beiden Kinder. Glaub' mir die großen Sieger der Zukunft sind die, die warten können.“

Wir waren vor ihrer Wohnung angekommen, sie reichte mir die Hand und ich ging langsam nach Hause. Ich schwor mir zu, ihrem Rat zu folgen und die Fassung nicht zu verlieren, was immer auch geschehen möge. Bevor ich die Tür öffnete, bemähte ich mich, ganz unbefangen auszuweichen. Ich ging in die Küche, wo Alice Gemüse anrichtete, als sie mich sah, lächelte sie mir lieb zu.

„Da bist du ja endlich!“

„Endlich?“

„Ja, wir sind schon bei Tisch, das Essen ist kaum fertig. Mama wollte an dich warten, aber Papa verlangte, daß man sofort auftrage und natürlich hat André zu ihm gehalten.“

(Fortsetzung folgt.)

wasser in Berührung kommen, Gestatten, denen man ansieht, daß sie tagelang aus den Kleidern nicht herauskommen, arbeiten neben den verwahrlosten Lauben. In einer hoch, in verwahrlostem Bett, ein anderthalbjähriges Kind, neben ihm schläft im Kinderwagen ein Säugling, die schmutzige Milchflasche zur Seite. Die Mutter schläft noch, um 11 Uhr vormittags — im Bett friert man weniger . . . und Haushalt und Kinder verwahrlosten; man ist zu stumpf, sich noch zu wehren.

Der Berliner Haushalt.

Vorschläge zur Erhöhung der Grund-, Gewerbe- und Hundesteuer.

Gestern hat der Berliner Magistrat nach vorangegangener gemeinsamer Beratung mit den Bezirksbürgermeistern den Haushaltsvoranschlag für das Jahr 1927 endgültig abgeschlossen. Die schon aus dem Ergebnis der früheren Beratungen klar zutage trat, ist es nicht möglich gewesen, ein Gleichgewicht des Haushalts unter Beibehaltung der bisherigen Steuerhöhe herbeizuführen. Dazu war der vorhandene Freiheitsbeitrag zu groß, und auch die aus der Neuordnung des preussischen Finanzausgleichs erwarteten Beträge haben nicht ausgereicht, um ihn zu decken. Der Magistrat schlägt infolgedessen der Stadtverordnetenversammlung vor, zur Herstellung des Gleichgewichts die Gewerbesteuer von 425 Proz. auf 525 Proz., die Grundsteuer von 200 Proz. auf 230 Proz., und die Hundesteuer von 60 M. für den ersten Hund auf 80 M. zu erhöhen. An dem Charakter des Haushalts hat sich infolgedessen auch bei der endgültigen Magistratsberatung nichts geändert, als die Ausgaben, namentlich die einmaligen Ausgaben, in einer unerhörten Weise haben zusammengestrichen werden müssen. Nur nach langen Beratungen hat sich der Magistrat entschlossen, wenigstens in bescheidenem Umfang für Schulbauten einen Betrag von rund 5 Millionen Mark in den ordentlichen Etat und einen Betrag von etwa 15 Millionen Mark für das Berufsschulwesen in den außerordentlichen Etat zu stellen. Nach wie vor sind die Ausgaben für den Straßenbau in kaum zu verantwortender Weise eingeschränkt. Von den ursprünglichen Anforderungen auf diesem Gebiet in Höhe von etwa 48 Millionen Mark ist schließlich der vierte Teil übrig geblieben.

Die Stadtverordnetenversammlung wird jedenfalls bei der Beratung dieses Haushaltes vor einer schwierigen Aufgabe stehen. Er enthält keine Reserven. Die Ausgabenbeschränkung ist kaum zu verantworten, und auf der anderen Seite sind alle zweifelhaften Positionen, die bei der Neuordnung des Finanzausgleichs im Reich noch hart umkämpft werden, in voller Höhe wie bisher eingesetzt. Falls dort entsprechend den Ankündigungen maßgebender Rechtsparteien weitere Abstriche zugunsten der Gemeinden vorgenommen werden, ist das Gebäude des Berliner Etats auf der bisherigen Steuerbasis nicht mehr zu halten.

„Keiner ist geschädigt!“

Der Oberstaatsanwalt als Verteidiger Jürgens.

Im Jürgens-Prozess spielte sich gestern bei der Vernehmung des Zeugen Julius Meyer in Firma Meyer u. Caspary (ein Stargarder Bontgeschäft) ein interessanter Zwischenfall ab. Frau Jürgens hatte im April 1925 zunächst 1000 M. von der Firma geliehen und später noch weitere Beträge bis zur Gesamthöhe von 2250 M. erhalten. Als Sicherheit gab sie eine Reihe von Delgemälden, darunter Kopien von Rembrandt und von Dufour sowie Originale. Auf die Frage des Vorsitzenden nach der Herkunft der Originale sagte Frau Jürgens, daß sie zwei davon in der Kunstausstellung in Kassel gekauft habe. Darauf erklärte der Angeklagte Jürgens: Der Herr Oberstaatsanwalt und seine Frau kennen doch meine Wohnung. Ich habe ihm persönlich die Originale gezeigt. Zum Teil habe ich sie selbst in Kassel gekauft, um dort die Künstler zu unterstützen. Diese Bilder müssen heute etwa 4000 M. wert sein. Eine andere Kopie ist mindestens 1500 M. wert. Auf jeden Fall sind dadurch die Schulden mindestens gedeckt. Darauf erwiderte der Oberstaatsanwalt ziemlich gekränkt: Ich weiß nicht, weshalb der Angeklagte mich und meine Frau dauernd in die Verhandlung hineinbringt. Ich finde das nicht sehr taktvoll. An den Zeugen Meyer aber richtete er eine Frage, die der Verteidigung alle Ehre gemacht hätte: Haben Sie nicht damals erklärt, allein die Gotthardten berechneten sich auf 2800 M., und Ihre Forderungen wäfen 2400 M., also wären Sie gedeckt? Der Angeklagte Jürgens verneinte sich hierauf hin lächelnd zum Oberstaatsanwalt. Der Zeuge Meyer antwortete, daß er sich nicht hochvernehmlich fühlte, daß aber sicherlich durch die Rahmen allein schon seine Forderung gedeckt sei. Sehr interessant gestaltete sich auch die Vernehmung des Stadtbauamtsdirektors Ulbrich aus Stargard, der u. a. darauf hinwies, daß er die Unterschrift der Frau Jürgens für die ihres Gatten gehalten habe. Er sagte weiter, daß die Familie Jürgens in einem so guten Ruf gestanden habe, daß er an den Geldgeschäften keinen Anstoß genommen habe. Frau Jürgens habe sich als gewandte Frau bei ihren Geschäften bewiesen. Es sei durchaus möglich, daß der Angeklagte von den Geldgeschäften seiner Frau nichts gewußt habe, da er ihr hierin volles Vertrauen schenkte. Nach einer Pause wurden dann nochmals die Geschäfte der Cooperatorgesellschaft behandelt. Hierauf wurde die Verhandlung auf Freitag früh 9 Uhr vertagt. Der heutige Donnerstag bleibt verhandlungsfrei.

Eröffnung des Ueberseeabzweigs Emden—Azoren.

Eine Feierlichkeit von internationaler Bedeutung wird sich am Freitag, dem 4. März, in Berlin im Hotel Esplanade abspielen. Dort wird die Eröffnung des deutschen Ueberseeabzweigs Emden—Azoren durch die deutsch-afrikanische Telegraphengesellschaft im Beisein des Reichspostministers Schöppe vor sich gehen. Bekanntlich waren im Laufe des Krieges alle eignen deutschen Kabeln zerstört worden und somit auch die sehr wichtige deutsche Kabelverbindung Emden—Azoren verloren gegangen, so daß wir nach Beendigung des Krieges stets die Kabelleitungen ausländischer Gesellschaften benutzen mußten. Dieser Uebelstand hat jetzt dadurch sein Ende erreicht, daß die deutsch-afrikanische Telegraphengesellschaft ein modernes, technisch hochwertiges Kabel auf der genannten Linie ausgelegt hat. Dieses neue Kabel läuft Emden—Azoren und erreicht dort zwei direkte Anschließpunkte an die Kabelleitungen der Western Union Telegraphengesellschaft und der Commercial Cable Company, so daß jetzt wieder Emden—New York direkt telegraphiert werden kann. Aus Anlaß der Feierlichkeit werden der Vorsitzende des Aufsichtsrats der deutsch-afrikanischen Telegraphengesellschaft, Dr. Solmsien, und Reichspostminister Schöppe je eine Ansprache halten, die über den Sender der Funkstunde in Berlin und über den Deutschlandsender Verbreitung finden werden. Der Festakt fällt in die Abendstunden von 8,15 bis 9 Uhr, wodurch eine Verschiebung des Abendprogramms der Funkstunde notwendig wird.

Stroßenbahn und Lastkraftwagen. Ein schwerer Zusammenstoß zwischen einem Stroßenbahnwagen der Linie 87 und einem Lastkraftwagen, der eine empfindliche Verkehrsbehinderung von ziemlich 40 Minuten zur Folge hatte, ereignete sich gestern nachmittag am Köllnischen Park Ecke Köpenicker Straße. Die vordere Plattform des Triebwagens wurde völlig eingedrückt und der 33jährige Stroßenbahner Josef Schneider, wohnhaft Ruppiner Platz 10, schwer verletzt. Sch. fand im Bethanienkrankenhaus Aufnahme. Beide Fahrzeuge wurden so schwer beschädigt, daß sie abgeschleppt werden mußten. Der Ver-

Mißhandelte Kinder.

„Geradezu ein Akt des Sadismus.“ — Die prügelnde Stiefmutter.

Ein auffallend mildes Urteil in einem Kindermißhandlungsprozess fällt das erweiterte Schöffengericht Schöneberg, dessen Mitte bei einem ähnlichen Falle bereits vor einigen Monaten in der Deffentlichkeit großes Befremden erregt hatte. Die Schlichtung des Martigniums, das der siebenjährige Knabe Bodo und sein Bruder, der neunjährige Kurt, unter ihrer erst 23 Jahre alten Stiefmutter durchzumachen hatten, erregte in dem dicht besetzten Zuhörerraum deutlich bemerkbares Entsetzen. Frau Gertrud Stolzenberger war angeklagt der grausamen Mißhandlung ihrer beiden Stiefkinder mittels eines gefährlichen Werkzeuges.

Die Angeklagte ist im Jahre 1903 geboren und hatte im Februar 1925 den Musiker Stolzenberger geheiratet, der aus der ersten Ehe die beiden Knaben hatte. Die Behandlung der Kinder hatte bei den Mitbewohnern des Hauses Bauhener Str. 13, die in großer Zahl auf der Zeugenbank erschienen, schon seit langem die höchste Erregung hervorgerufen. Die Angeklagte bestritt zwar,

Die Kinder übermäßig geschlagen

zu haben und will sie nur für Unart und Raschhaftigkeit gezüchtigt haben. Alles sei auf die inzwischen verstorbene Großmutter der Kinder zurückzuführen, die die Kleinen ausgeheißt hätte. Die Zeugenvernehmungen ergaben aber ein ganz anderes Bild. Eine Schwägerin der Angeklagten bekundete, daß die Großmutter lebhaft Klage über die Mißhandlungen der Kinder geführt habe. Bei der Vernehmung der Großmutter sei allgemein aufgefallen, daß der kleine Kurt blaue Flecke am Auge und darunter eine offene Wunde, auf die ein Pflaster geklebt war, hatte. Kurt sagte ängstlich, er dürfe darüber nicht sprechen, sonst bekomme er noch mehr Schläge. Ein anderes Mal streifte die Zeugin ihrem Reffen den Armel hoch und sah auf dem Arm einen tiefen blutunterlaufenen Striemen. Eine andere Zeugin hörte oft, daß die Kinder geschlagen wurden. Es waren furchtbare, harte Schläge und das Wimmern der Kinder klang entsetzlich. Als die Zeugin am nächsten Morgen Kurt fragte, ob er geschlagen worden sei, erwiderte er, „nein, Bodo für ein Loch in der Hose, aber sprechen Sie leise, damit Mutter nichts hört, doch ich mit Ihnen rede.“ Einem Bahnbeamten im Hause, der Kurt bitterlich weinend antraf, sagte dieser: „Ich werde ja so furchtbar gehauen

mit dem Stock oder Riemen über den Kopf und wo es hinterlist.

Vater sagt immer, sie soll es nicht tun, aber wenn er fort ist, haut sie uns doch. Bei jeder Kleinigkeit bekommen wir Haue.“ Besonders befallend für die Angeklagte war die Aussage der Sturmhörerin. Dit habe sie die Kinder weinen gehört und auch blaue Flecke und Wunden im Gesicht und am Kopf wahrgenommen, aber durch die dicken Wände nichts Genaueres feststellen können, bis am 22. September ein Vorfall passierte, der sie zu einer Anzeige veranlaßte. Die Zeugin erzählte darüber folgendes: Kurt kam vom Spielen heraus. Als er klopfte, wurde er gleich barsch angefahren, er solle den kleinen Bruder auch heraufholen. Ich wollte der Sache mal auf die Spur kommen und sah durch das Sudloch. Der Knabe war ganz verschüchtert und verängstigt. Kaum hatte sich nachher hinter den beiden Kindern die Korridortür geschlossen, als ich gleich einen schweren Fall und einen furchtbaren Aufschrei hörte. Dann wurden beide Kinder so furchtlich mit dem Stock geschlagen, daß ich in meiner Aufregung mehrmals meine Tür aufmachte und schrie, sie möge endlich aufhören. Das wurde aber nicht beachtet. Ich konnte

sehr in und von Richtung Spittelmork flochte, wurde später aber durch Umleitung aufrechterhalten. Die Schuldfrage konnte nicht geklärt werden.

Die Straßenhändler protestieren.

Die „Freie Vereinigung der Straßenhändler für Obst, Gemüse, Lebensmittel usw. Groß-Berlin“ hatte zu Dienstagabend nach den Russikerfäden eine Versammlung einberufen, um gegen die Unterdrückung des Straßenhandels Einspruch zu erheben. Die Versammlung war gut besucht. Die Redner des Abends führten aus, daß außer den 180 Straßen, die für den Straßenhandel verboten sind, weitere 120 Straßen verboten werden sollen. Durch die hohen Abgaben für Gewerbebescheinigung und Standgeld ist das Gewerbe ohnehin schon sehr erschwert. Der Straßenhandel wirkt preisverbilligend, darum kämpft die Wirtschaftspartei gegen den Straßenhandel. Auch die Hausbesitzer beteiligen sich an diesem Kampf. Sie wollen die Straßenhändler zwingen, Läden zu mieten. Es ist statistisch errechnet worden, daß 70 Proz. der gesamten Obst- und Gemüse, die in Berlin ankommen, durch den Straßenhandel umgekehrt werden. Täglich kommen 100 Waggons zu je 100 Zentner Obst und Gemüse in Berlin an. Die Wirtschaftsverbände erklären immer, daß der Straßenhandel schon deshalb beseitigt werden müsse, weil die Lebensmittel von den Straßenhändlern in der Wohnung aufbewahrt würden. Die Polizei hat genaue Vorschriften für die Aufbewahrung der Lebensmittel erlassen. Es ist bisher kein Fall bekannt geworden, daß ein Straßenhändler die Bestimmungen nicht befolgt hätte. Nach einer Aussprache wurde eine Kommission gewählt, die dem Polizeipräsidenten einmal die Wünsche des Straßenhandels darlegen soll. So weit sehr gut. Aber die Straßenhändler der Freien Vereinigung sollten es sich entschieden verbitten, daß in einer solchen Angelegenheit gewöhnlichen Versammlung Propagandareden für die kommunistische Partei gehalten werden. Auch die Schimpfereien auf unsere Genossen aus der Stadtverordnetenversammlung waren überflüssig und völlig unangebracht.

Funkwinkel.

Zu einem Otto-Platz-Abend gab Dr. Otto Ernst Hesse eine lebendige Einführung, die allerdings mehr auf den Philosophen als auf den Dichter Platz hinwies. Aber da in einem folgenden kurzen Romanbruchstück der Dichter selbst zu seinem Publikum sprechen konnte, so war Dr. Hesses Vorrede eine glückliche Ergänzung zu dem Begriff „Otto-Platz“, den dieser Abend vermitteln wollte. Denn Platz ist wohl in gleichem Maße bewußter Weltanschauungsphilosoph wie Dichter; ihm geht es mindestens ebenso viel um die Weltanschauung der Menge wie um seine eigene Weltanschauung. Das ist vielleicht das wertvollste an Hesses Schaffen, und es ist dankenswert, daß es durch die Gestaltung des Abends zum Ausdruck kam. — Ein Vortrag, vielleicht nicht von vielen, nicht unmittelbar Interessierten gehört, zeigte eins der schönsten Wirkungsgebiete des Rundfunks, das der Volkserziehung. Diesmal handelte es sich um ein verhältnismäßig enges Gebiet, um die Behandlung und den Umgang mit Stotterern sprach Heillehrer E. Reinde, gab aufschlußreiche Anweisungen in seinem Vortrag, die besonders wertvoll und erfreulich waren, wenn man berücksichtigt, daß der Rundfunk sie weit über die Peripherie der Großstadt hinaus verbreitete, in solche Kreise, wo gegen Sprachleidende bisher noch oft und viel gekündigt wird. — Dr. Werner Marholz begann eine Vortragsreihe „Die Großstadt und wir“ mit einem einleitenden Vortrag, in dem er die Lebensformen der Großstadt lebendig formulierte, ohne daß er sie aus besonders neuen Gesichtspunkten betrachtet hätte. — Die Einführung zu dem Sendespiel des folgenden Abends kam über allgemeine Phrasen über Offenbach selten hinaus.

es nicht mehr mit anhören und ließ schließlich von Entsetzen gepackt zum Säcker hinunter. Dort fiel ich wegen meiner Verstorbenheit auf. Als mein Mann abends nach Hause kam, sah ich noch weinend da. Ein anderes Mal hörte ich die Angeklagte schreien „Ich schlage euch, daß euch der Mund anhaft will.“ Kurt's Lehrer, Kuhn, der Klassenlehrer der vierten Gemeindefschule, hatte mehrfach schon gehört, daß die Kinder von ihrer Stiefmutter mißhandelt würden, und hatte deshalb den Schlichter im Auge behalten. Einmal hatte er blaue Flecke. Das Kind schreute sich aber, die Wahrheit zu sagen. Zuletzt machte der Junge einen immer gedrückteren Eindruck. Am 22. September sah ich bei ihm einen fünf Zentimeter breiten blutigen Striemen am Nacken. Zugleich meldele mit ein Schüler aus dem Hause, daß Kurt wieder furchtbar geschlagen worden sei. Ich ließ durch den Schulforst Kurt und Bodo untersuchen. Was sich da zeigte, habe ich in meiner 33jährigen Lehrertätigkeit noch nicht wahrgenommen.

Es war furchtbar, geradezu ein Akt des Sadismus.

Die Schwielen lagen dicht nebeneinander. Vom Genick bis zu den Ankniefen war der ganze Körper kreuz und quer dicht damit bedeckt. Bei dem jüngerem Kinde war der Eindruck noch entsetzlicher. Ich machte sofort Meldung beim Fürsorgeamt und drohte mit einer Anzeige, wenn nicht eingeschritten werden würde. Zu meiner Freude griff das Fürsorgeamt auch sofort ein und brachte die Kinder schon nach wenigen Tagen nach Potsdam in ein Fürsorgeheim. Im übrigen erkannte der Lehrer, ebenso wie die übrigen Zeugen, an, daß die Kinder an Körper und Kleidung immer gut gehalten worden seien. Die Klassenlehrerin des kleinen Bodo, den sie als ein williges freundliches Kind schilderte, hat bei ihm einmal blaue Flecke am Auge festgestellt. Der Schulforst Dr. Hellwig bekundete, daß bei den beiden Kindern der ganze Körper vom Nacken herab über Rücken und Oberschenkel mit dicken Striemen vollkommen bedeckt war. Die große Zahl der Striemen, zum größten Teil blutunterlaufen, beweise, daß die Mißhandlungen eine lange Zeit gedauert haben. Die Angeklagte führte eine Reihe von Zeugen vor, um zu beweisen, daß sie zu den Kindern immer liebevoll gewesen sei. Aber schon die zuerst vernommene Zeugin, ihre Freundin, verlagte in dieser Beziehung, denn sie mußte zugeben, daß sie bei Kurt eines Tages Spuren von Verletzungen wahrgenommen hätte.

Das Schöffengericht stellte im Urteil fest, daß die Angeklagte sich der grausamen Körperverletzung in drei Fällen mittels eines gefährlichen Werkzeuges schuldig gemacht habe. Zugunsten der Angeklagten wurde aber angenommen, daß sie nicht von Anfang an die Absicht gehabt habe, die Stiefkinder grausam zu quälen, sondern daß sie sich zu den Einzelhandlungen durch ihr jähwütiges Temperament habe hinreißen lassen. Die Angeklagte habe bei ihrer Jugend noch nicht die Reife für das schwierige Amt der Erziehung von Schulkindern gehabt. Deshalb seien ihr mildernde Umstände zugebilligt worden, „aber das Gesetz will hart sein, um solche wehrlosen Opfer zu schützen, deshalb habe das Gericht auch nur eine Gefängnisstrafe für verurteilte Ausschreitungen für angemessen erachtet und die Angeklagte zu 1 Monat Gefängnis verurteilt.“ Mit Rücksicht auf ihre Jugend und weil die Gefängnisstrafe zu einer Zerrüttung ihrer Verhältnisse führen würde, hat das Gericht der Angeklagten für die Strafe eine dreijährige Bewährungsfrist bewilligt, ihr aber eine Buße von 100 Mark, die in monatlichen Ratenzahlungen von 10 Mark zu leisten ist, auferlegt.

Die tödliche „Freundschaftsmensur“.

Bestätigung einer Verurteilung.

Der Sachverhalt der Freundschaftsmensur zwischen den Studenten Kruschke und Bär ist noch in guter Erinnerung. Nach vierzig Gängen — sechzig sollten ausgetragen werden — versing sich die Spitze von Kruschkes Schläger in den Bandagen des Bär. Er erhielt eine Stichwunde in die Brust und starb drei Wochen später in der Charité an einer Blutvergiftung. So kam die an und für sich strafbare, jedoch gewohnheitsgemäß straffreie Mensur durch Zufall vor den Richter.

Das Gericht verurteilte den Studenten Kruschke auf Grund des § 205 wegen Zweikampfes zu fünf Monaten Festung. Staatsanwalt und Verteidiger legten Berufung ein; der erste wollte den schärferen § 206 angewendet sehen, der die Tötung im Zweikampf im Auge hat, der Verteidiger suchte die letzten Reichsgerichtsentscheidungen an, die in der Studentenmensur einen strafbaren Zweikampf mit tödlichen Waffen sehen. Die Berufungssitzung bestätigte jedoch in der gelirigen Verhandlung das erste Urteil. — Zur Sache selbst ist kurz folgendes zu sagen: Das Reichsgericht wird in seiner Kampfeinstellung der Studentenmensur gegenüber alle modern denkenden Menschen auf seiner Seite wissen. Diese Studentenmensur, die nichts anderes als ein mittelalterliches Ueberbleibsel bedeutet, kann nur ein Ende finden, indem man ihr energisch auf den Leib rückt. Erst vor wenigen Tagen sind von einem süddeutschen Gericht nicht nur die Paultanten, sondern auch die Zeugen verurteilt worden. Dieser Standpunkt ist nicht nur strafrechtlich richtig, sondern auch logisch. Die Ausführungen der Mensurfreunde, daß es sich hierbei nur um einen „Sport“ handele, sind wenig überzeugend. Ein eigenartiger Sport, der die Körperverletzung des anderen zum Ziele hat! Man nenne einen zweiten Sport, der ähnliches verfolgt. Auch die Statistik der Todesfälle bei verschiedenen Sportarten ändert nichts an der Tatsache, daß die Mensur an und für sich eine Unsitte bedeutet. Was aber im Fall Kruschke besonders bezeichnend war, ist der Umstand, daß der mittellose und unterernährte Bär nach durchgedrungenem Radt so ziemlich kampfunfähig war. Das mußte natürlich auch Kruschke nicht unbekannt sein. Trotzdem drängten beide zum Kampf. So konnte das Unglück entstehen. Dieses unqualifizierbare Verhalten der jungen Leute ihrem Kommissionen gegenüber wird wohl schwerlich als Beweis für die ertüchtigen Eigenschaften der Mensurritze ins Feld geführt werden können.

Stelle Dir Deinen Hustensirup selbst her.

Probieren dieses Rezept; es spart Dir Geld.

Husten, Erkältung und Influenza sind jetzt sehr häufige Gäfte; darum dürfte manchem Leser das nachstehende Rezept willkommen sein. Man beschaffe sich in der Apotheke 60 Gramm dreifach konzentriertes Anis und tue dies in einen Sirup, den man sich durch Auflösung von einem halben Pfund reinem getrockneten Zucker in einem Viertelliter heißem Wasser herstellt. Man verrührt das gut, bis alles vermischt und aufgelöst ist, und läßt es dann erkalten. So bekommt man auf billige und einfache Weise beinahe einen halben Liter ausgezeichneten Hustensirup, der sich gut hält und in jeder Beziehung zufriedenstellt. Man nimmt davon ein bis zwei Teelöffel voll viermal täglich; die lindernde Wirkung auf rauhen Hals und die Brust ist großartig. Das löstige Husten verschwindet meist schon nach 24 Stunden.

Eine jähwütige Hausmutter hält sich daher immer eine Quantität von diesem Hausmacher-Hustensirup bei der Hand. Er wirkt leicht abführend und hat auch eine gewisse kräftigende Wirkung auf die gesamten Atmungsorgane. Kinder nehmen ihn sehr gern, und da er keine schädlichen Drogen, Karkotta u. dgl. enthält, kann er ihnen vertrauensvoll gegeben werden.

Wenn Sie nicht selbst zur Apotheke gehen, schicken Sie dem Boten ein, daß er dreifach konzentriertes Anis verlangen muß.

Wenn gebühret er?



Den „Apfel des Paris“, diesen klassischen Schönheits-Preis, nur einem dieser drei entzückenden Frühjahrs-Kleider zuzusprechen, ist schier unmöglich. Denn jedes einzelne Kleid ist von gleich hinreißender Schönheit und Eleganz – jedes weist in seiner Art eine interessante, aparte Note auf. Welches SIE sich anschaffen sollen? Das sollten Sie am besten bei uns einmal ausprobieren. Ob Sie eines dieser Kleider wählen oder ein anderes aus unserer gewaltigen Auswahl – immer werden Sie hochschick gekleidet gehen – immer werden Sie überraschend billig kaufen.



Königstraße 33
am Hpt. Alexanderplatz
Chausseest. 113 Oranienst. 40
Beim Berliner Bahnhof, am Oranienplatz



Das Prinzkleid hochgeschlossen, streng moderne Linie, mit apertem Querschnitt, fein besticktem kontrastfarblichen Besatz, vollem Faltenrock. Gute Rips-Ware. **29⁰⁰**



Das Kesseldress schick, Größle, die neue Blusenform, mit Passen-Einschnitt und Gürtel. Schmieg-samer Velourstoff, duftig zart mit Crepe de chine geziert. **32⁵⁰**

Kleider für die Konfirmation in moderner, eleganter Ausführung besonders preiswert.

Das Bolero-Kleid pikant, schick, die neue Mode: höchstkleidsam, aus schönem Rips mit plastischer Seiden- u. Goldstickerei, feine andersfarb. Weste und Plaisierrock. **19⁵⁰**

Die obigen Angebote stehen ab Donnerstag zur Verfügung! – Schriftliche Bestellungen können nicht berücksichtigt werden!

Männer! „Okasa“

Beachten Sie genau: Es gibt nur ein (nach Gehörnt Dr. med. Lahnstein) Wx. Reichspatentamt geschützt. Internationaler Schutz. Hochwertiges Sexual-Kräftigungsmittel. Zu haben in allen Apotheken. Original-Packung 8.50 M. Hochpreis-essence Bierschüre mit täglich einwirkenden freiwilligen Anerkennungen von Ärzten und dankbaren Bestellern (lesen Sie die begeisterten Schreiben von Herren im Alter von 60, 65, 70, 82 Jahren) kostenlos direkt verschlossen gegen 20 Pf. für Doppelbrief-Porto durch den Allein-Vertrieb für Deutschland: Radlauer's Kronen-Apotheke, Berlin W. 61, Friedrichstr. 160

Wer misstrauisch ist durch viele Misserfolge, verlange Probe-Packung umsonst

Probe-Packungen nur auf schriftliche Bestellung.

Gewinn-Auszug

5. Klasse 28. Preussisch-Sächsischer (254. Preuss.) Klassenlotterie 18. Ziehungstag 1. März 1927, nachmittags

Wird jede gezogene Nummer fünfmal gleich hohe Gewinne erhalten, und zwar je einer auf die Lose dieser Nummer in den beiden Hälften von 1 und 2

Ohne Gewähr Nachdruck verboten

Es wurden Gewinne über 150 Mark gezogen

14 Gewinne zu je 3000 M.	148143	164630	197034	292294	312173
12 Gewinne zu je 2000 M.	33730	46793	113666	148861	212106
24 Gewinne zu je 1000 M.	5 15369	27724	29307	81782	128020
162969	195111	254487	293884	298860	343322
34 Gewinne zu je 500 M.	4313	11774	12725	19852	20673
24627	38028	40089	52715	64358	100036
136413	142427	147552	177713	183610	186029
207026	225573	229887	239823	260078	263127
275306	286581	291245	296189	297908	305126
322703	327657	329330			313943
208 Gewinne zu je 300 M.	1963	7392	8067	12695	14651
16110	18774	19555	24133	27487	31993
68304	68578	69679	71136	72857	81849
102933	106183	109417	110327	111795	115316
124811	125688	127877	127856	126071	138343
144050	144880	145090	145633	147585	148003
162042	175512	177514	180048	182497	184970
192178	192952	197092	206560	207851	213018
232776	232892	234851	234925	236618	240342
245123	245776	246976	246976	271117	278302
285738	285680	289032	291762	296179	296302
310060	310197	310606	315664	320180	324808
337022	340138	341541	344413	344642	347739

19. Ziehungstag 2. März 1927, vormittags

Es wurden Gewinne über 150 Mark gezogen

2 Gewinne zu je 5000 M.	25190
2 Gewinne zu je 3000 M.	180220
4 Gewinne zu je 2000 M.	144629
10 Gewinne zu je 1000 M.	21218
26 Gewinne zu je 500 M.	6364
181456	200535
64863	89068
118068	121437
154177	154966
174446	182364
206863	210170
226134	230574
255255	255322
278717	282732
296928	306722
300089	312181
330408	338483
	334516
	336706
	342906

Achtung! Billiger Fleisch- und Wurstverkauf

billig und gut
40 Thierstraße 40

Deutscher Metallarbeiter-Verband
Verwaltungsstelle Berlin
Den Kollegen zur Nachricht, daß unter Kollegen, der Fischer Richard Leupold am 1. März verstorben ist. Seine letzten Wünsche! Die Einäscherung findet am Montag, dem 1. März, abends 8 1/2 Uhr, im Krematorium Gerichtstraße statt. Regere Beteiligung erwartet. Die Ortsverwaltung

Wihelm Buchholz

Am Montag verstarb unter alter Carcinomkrankheit im 81. Lebensjahre. Wir werden unserem alten Genossen, der seit circa 60 Jahren der Partei angehört, ein dauerndes Andenken bewahren. Die Genossinnen und Genossen der SPD, Bergstraße

Hermann Fromm

Am 25. Februar verstarb nach langem, schwerem Leiden mein lieber Mann, der Tischler Albert Goschniak Die trauernde Witwe Beris Goschniak, Seelower Straße 8. Die Einäscherung findet am Donnerstag, dem 3. März, nachmittags 2 Uhr, im Krematorium Gerichtstraße statt.

Ww. Heine Kossatz

Am 25. Februar verstarb nach langem, schwerem Leiden mein lieber Mann, der Tischler Albert Goschniak Die trauernde Witwe Beris Goschniak, Seelower Straße 8. Die Einäscherung findet am Donnerstag, dem 3. März, nachmittags 2 Uhr, im Krematorium Gerichtstraße statt.

Grippe! Haben Sie Beschwerden?

Wie leiden, die mit dem Stoffwechsel zusammenhängen wie Nierenstörungen, Mercurioverfälschung, Gicht, Rheuma, nervöse Beschwerden, Kopfschmerzen, Darmstörungen (uvm.) wird, geheilt oder gebessert durch eine Ruilos Knoblauchkur. Dieses altbewährte, natürliche Hausmittel hat nach ständiger Fortdauergedanken die glücklichsten Erfolge ergeben. Zu haben in den Apotheken (Drogenläden), bestimmt: General-Depot, Andreas-Apothek, Berlin O. 17, Andreestr. 13, Fernspr. Köniqht 2789. Fordern Sie Druckschriften!

Deutscher Metallarbeiter-Verband

Achtung! Verwaltungsmittglieder! Am Freitag, dem 4. März, findet feine Sitzung der Ritterschen Ortsverwaltung statt. Sonnabend, dem 5. März, abends 6 Uhr, in der Kulturabteilung des Verbandes, Cindensstr. 197 (gegenüber dem Verbandshaus)

Verkaufe

Zwei Teppiche, gebraucht 300x500 cm und 20x300 cm, Einzelstücke mit kleinen Fleckchen 50 Prozent unter Preis. Fabrikspeich-Verkauf Friedrichstraße Nr. 205, Ecke Hammerstraße. Jahrgangsgenossen kommen ohne Kauflosg.

KLEINE ANZEIGEN

in der Gesamtauflage des „Vorwärts“ sind besonders wirksam und trotzdem sehr billig!

Verkaufe

Verkauf des Verbandsvorstandes ist der Ortsleiter von 50 Pf., nur bis zum 5. März d. J. zu bezahlen, sodann vom genannten Tage ab der Beitrag wiederum 1,00 M. beträgt. Der Gauvorstand.

Verkaufe

Zwei Teppiche, gebraucht 300x500 cm und 20x300 cm, Einzelstücke mit kleinen Fleckchen 50 Prozent unter Preis. Fabrikspeich-Verkauf Friedrichstraße Nr. 205, Ecke Hammerstraße. Jahrgangsgenossen kommen ohne Kauflosg.

Verkaufe

Verkauf von hochlegierten Gesellschaftsanstalten, Hofenboilerwerke 4, Rorden 4203. Getragene Dreiwagenboiler, Spezialität! Bauklauen, postill. Hoch, Hermannstraße 23-26, früher Alsdorferstr. 1. Getragene! Neue 9,751 15.-! Brauchstraße 22,501 27,501! Bestenfalls! Stempelwerk! Inlettel! Alles postill! Reine Kombarware! Leihhaus, Brunnenstraße 47.

Verkaufe

Verkauf von hochlegierten Gesellschaftsanstalten, Hofenboilerwerke 4, Rorden 4203. Getragene Dreiwagenboiler, Spezialität! Bauklauen, postill. Hoch, Hermannstraße 23-26, früher Alsdorferstr. 1. Getragene! Neue 9,751 15.-! Brauchstraße 22,501 27,501! Bestenfalls! Stempelwerk! Inlettel! Alles postill! Reine Kombarware! Leihhaus, Brunnenstraße 47.

Musikinstrumente

Über Anzahlung, Pianos in großer Auswahl, neue und gebrauchte, mit herrlicher Tonfülle, Pianoforte, Grammophon, keine Reparaturen, Herer, Brunnenstraße 181, 1. Trepp., am Kaiserhofplatz.

Fahrräder

Drei Radl-Wagen, 15 Mark Anzahlung, für ein schickes Radl, Hochrad, Schwinn, Eclair, Einrad, Hochrad neuzubau.

Kaufgesuche

Rahmgerichte, Silberlöffel, Rinn Blei, Overtüre, Goldschmuck, Christian, Rosenstraße 39 (Waldstraße).

Unterricht

Technische Privatschule Dr. Werner, Reichenhagen-Schneidewitz, Berlin, Reichenhagenstr. 3, Reichenhagen, Elektrotechnik, Hochbau, Tischlerei, Tischlerei, Tischlerei.

Verschiedenes

Blindheute, Hochschule, Lenz, Wollsch, Wollsch.

Geldverkehr

Blindheute, Hochschule, Lenz, Wollsch, Wollsch.

Vermietungen

Schlafstelle für anhängige Betten bei Caeser, Oberbaumstraße 6 IV.

Tüchtige, geübte

Revisions-Arbeiterin auf Schreibmaschinen-Typen für sofort gesucht. Iris-Type G. m. b. H., Bin.-Schöneberg, General-Pape-Str.

Die Sozialisierung der Pleiten.

Einige Fragen hinter der Tür.

Aus Anlaß der neuen Welle von Subventionsgesuchen scheint uns die Beantwortung einer Reihe von Fragen, die an verschiedene Stellen zu richten sind, erwünscht. Die Fragen lauten:

An den Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes:

Sie sind die Federführer der Unternehmerorganisation im Kampfe gegen die wirtschaftliche Betätigung der öffentlichen Hand. Ist Ihnen bekannt, daß führende Mitglieder Ihres Verbandes trotz dem stark bemüht sind, Unterstützungen der öffentlichen Hand für Ihnen nahestehende Unternehmungen zu erhalten?

Wenn ja, was gedenken Sie dagegen zu tun? Wenn nicht, warum erkundigen Sie sich nicht bei der Deutschen Bank?

An eine Autorität des Aktienrechts:

Kann der Vorstand einer Aktiengesellschaft regreppflichtig gemacht werden, wenn er in den Jahren 1925 bis 1927 kein Subventionsgesuch an die Reichsregierung eingereicht hat? Liegt eine Vernachlässigung der Pflichten eines ordentlichen Kaufmanns vor, wenn von der risikofreien Chance eines solchen Gesuches zugunsten der Aktionäre kein Gebrauch gemacht worden ist?

An eine Autorität der Betriebswirtschaft:

Wie muß ein Aufsichtsrat am besten zusammengesetzt sein, um im richtigen Augenblick den Zugang zur Reichskasse zu finden? Unterfragen: Sind Staatsbeamte a. D. oder Parlamentarier vorzuziehen? Ist es besser, wenn der Vorsitzende Volksparteiler, Deutschnationaler oder Zentrumsmann ist? Wie hoch muß die Subvention sein, um die Tantiemen von Vertretern von mindestens vier Parteien innerhalb fünf Jahren wirtschaftlich gerechtfertigt erscheinen zu lassen?

An den Reichsfinanzminister:

Soll die Höhe der privaten Unternehmungen gewährten Subvention in gleichem Verhältnis steigen wie die Verurteilung des Prinzips der Subventionen durch den Reichsfinanzminister?

An das Institut für Konjunkturforschung:

Sehen Sie die Übernahme des Defizits von Unternehmungen durch das Reich als eine Konjunkturercheinung oder als eine Strukturerscheinung an?

An Subventionsempfänger und solche, die es werden wollen:

Ueber welches Ministerium halten Sie den Weg zur Reichskasse für den sichersten und nächsten? (Es sind u. a. zu befragen Gebrüder Mannsman und Wologa über die Erfahrungen

mit dem Auswärtigen Amt, Junkers und die Vulkanwert über die Erfahrungen mit dem Reichswehrministerium, die Winzerverbände, die ostpreussische Landschaft und der Richard Kahn-Konzern über die Erfahrungen mit dem Ernährungsministerium, die Oberschlesische Eisenindustrie, der Siegerländer Erzbergbau und die Ufa über die Erfahrungen mit dem Reichswirtschaftsministerium, die Reedereien und Werften über die Erfahrungen mit dem Verkehrsministerium. Subventionsanträge durch das Reichsjustizministerium sind bisher nicht bekannt geworden.)

An den Reichswirtschaftsminister:

Kennen Sie Herrn von Stauß und seine Leistungen für die Filmindustrie? Wenn ja, warum glauben Sie, daß die Verlustgeschäfte der Deutschen Bank auf das Reich übernommen werden sollen? Ist das Reich auch an Gewinngeschäften der Deutschen Bank beteiligt?

An den Reichsarbeitsminister:

Ermarten Sie von einer Subvention der Wologa A.-G. eine wesentliche Entlastung des deutschen Arbeitsmarktes? Wenn nein, werden Sie gegen eine derartige Ausgabe von Reichsgeldern Einspruch erheben?

An den Sparkommissar:

Wäre es nicht eine Vereinfachung der Arbeit der Reichsbehörden, wenn allgemeine Vorschriften über die Anmeldung von Verlusten größerer Firmen zwecks Uebernahme der Verluste (nicht der Firmen) durch die Reichskasse erlassen würden?

An den Reichsjustizminister:

Von welcher Verlustsumme an entspricht die Uebernahme durch die Reichskasse dem „gesunden Rechtsempfinden“?

An den Reichstag:

Erinnern Sie sich noch der Ausschlußbeschlüsse vom Dezember 1926 über Richtlinien zur Beschränkung der Subventionen? Werden Sie sich dieser Beschlüsse auch noch in den nächsten Wochen erinnern?

Im Antwort wird gebeten!

J. K.

Die preussische Regierung gegen den Baustoffwucher. Die preussische Regierung wendet sich in einer offiziellen Warnung gegen die spekulativen Preissteigerungen, die lediglich mit der Aussicht auf die stärkere Nachfrage durch vermehrten Wohnungsbau vorgenommen werden. Es wird betont, daß eine derartige Entwicklung der Gesamtwirtschaft und vor allem der Durchführung des beabsichtigten Bauprogramms sehr schaden kann.

Hochkonjunktur in den Ruhrhäfen.

Die Umschlagsziffern von 1913 überstritten.

Der Verkehr in den Duisburg-Ruhrorter Häfen, die seit Oktober 1926 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt sind — beteiligt sind Stadt und Staat —, hat sich infolge des englischen Kohlenarbeiterstreiks im verfloßenen Jahre gewaltig erhöht. Der Gesamtumschlag beträgt 27 423 747 Tonnen gegen 22,2 Millionen im Jahre 1925, so daß das Jahr 1926 ein Mehr von 5,2 Millionen aufweist.

Im Rekordjahre 1913 war der gesamte Umschlag auf 26 824 000 Tonnen gestiegen. Das Jahr 1926 hat damit ein Mehr von rund 600 000 Tonnen aufzuweisen. Der Unterschied zwischen 1913 und 1926 besteht im absoluten Vorherrschen der Kohle, wogegen im Jahre 1913 Eisenerz, Getreide und Holz eine ausschlaggebende Rolle spielten. Der Kohlenumschlag von 1913 mit 18,26 Millionen ist im Jahre 1926 auf rund 22,66 Millionen gestiegen; gegenüber 1913 also eine Steigerung von 4,40 Millionen Tonnen, gegenüber 1925 von 5,64 Millionen Tonnen. Unter Einfluß der vom Rhein-Herne-Kanal über den Rhein kommenden Kohle (9,35 Millionen Tonnen) ergibt sich eine Gesamtkohlenabfuhr über den Rheinstrom von 32,02 Millionen Tonnen. Das ist gegenüber 1913, wo der Rhein-Herne-Kanal noch im Bau war, ein Mehr von über 14 Millionen Tonnen Umschlag an Kohlen, gegenüber dem Jahre 1925 ein Mehr von circa 9 Millionen. Nach Abbruch des englischen Streiks ging der Umschlag sehr stark zurück. Eine Besserung trat erst wieder im Februar 1927 ein.

Der Erzumschlag zeigt eine umgekehrte Entwicklung. Gegen 1913 mit 3,22 Millionen Tonnen ist 1925 mit 2,27 Millionen ein Rückgang von 30 Proz., 1926 mit 1,57 Millionen ein Rückgang von 50 Proz. festzustellen. Der Rückgang liegt daran, daß seit der Gründung des Stahltrusts die diesem Trust angeschlossenen Werke mit eigener Verladeeinrichtung am Rhein oder an anderen Stellen die kommenden Erze für die Werke des Stahltrusts löschten. Es ist festgestellt worden, daß beim Duisburger Vulkan in den letzten Wochen 10 und mehr schwer beladene Erzfähne vor Anker liegen und auf das Löschen warten, weil die Verladeeinrichtungen des Vulkans nicht in der Lage sind, alle Schiffe auf dem schnellsten Wege zu entladen. Es ist hier der eigenartige Zustand zu verzeichnen, daß der Stahltrust die Schiffe lieber in Liegezeit kommen läßt und Liegegebühren bezahlt, als daß er die Entladeeinrichtungen in den Duisburg-Ruhrorter Häfen benützt.

Die Getreideabfuhr hat 1926 trotz der Besserung um 50 000 Tonnen gegen 1925 den Umschlag von 1913 noch nicht erreicht, wo er fast 1 Million Tonnen betrug. Der früher vom Duisburger Hafen beherrschte Holzumschlag (1913 fast 1/2 Million Tonnen) ging in der Nachkriegszeit gewaltig zurück, stieg dann im Jahre 1925 auf 120 075 Tonnen, um im Jahre 1926 wiederum auf 78 746 Tonnen zurückzugehen. Bei Eisen und Eisenwaren ist die volle Friedenshöhe mit 1178 000 Tonnen noch nicht erreicht, doch brachte 1926 mit 1 041 000 Tonnen An- und Abfuhr gegen 1925 eine Steigerung von über 40 Proz. Sonstige Güter, besonders Stückgüter, wurden 1925 rund 1,68 Millionen Tonnen umgeschlagen, im Jahre 1926 erfolgte ein Rückgang um 40 000 Tonnen.

Eine interessante Entwicklung zeigen die um Duisburg herumliegenden privaten Umschlagstellen. Der Hafen Rheinhausen der Firma Krupp zeigt gegenüber dem Jahre 1913 eine Steigerung um 882 000 Tonnen, die Häfen Rheinpreußen der Firma Haniel zeigen einen kleinen Rückgang. Phönix weist ein Mehr von 247 000 Tonnen auf. Der Hafen in Walsum der Gute-

Merken Sie sich
PROBLEM
mit dem roten
»O«

Diese ges. gesch.
= PROBLEM-STREIFEN =
kennzeichnen
die einzelnen Packungen
unserer Qualitätsmarken!

CIGARETTENFABRIK PROBLEM
BERLIN N.O.55

Der Eselskauf.

Von B. Traven, Tamaulipas, Mexiko.

(Schluß.)

Ich dachte aber doch, daß es vielleicht besser sei, erst einmal genau festzustellen, ob Rocio nun wirklich der Besitzer sei, damit nicht vielleicht morgen ein anderer Besitzer auftaucht. Dazu aber ließ mir Rocio keine Zeit. Er wollte sofort wissen, ob ich den Esel kaufe oder nicht. Wenn nicht, dann würde er ihn hier an Ort und Stelle sofort abladen und mich auch noch bei der Ortsbehörde wegen Diebstahls anzeigen. Während wir uns noch umherstritten, kam ein anderer Indianer vorbei, den ich ebenfalls kannte.

Rocio fiel ihn sofort an und fragte: „Hombre, Mensch, das ist doch mein Esel hier? Ist das nicht mein rechtmäßiger Esel?“

„Freilich ist das dein Esel,“ sagte der Mann, „das kann ich gut beschwören.“

Also da waren Zeugen. Rocio war im Recht. Ich handelte, und als es anfang, dunkel zu werden, waren wir auf drei Pesos und fünfzig Centavos herunter. Er begleitete mich zu meinem Wohnbereich, wo er das Geld in Empfang nahm und dann mit seinem Zeugen abwanderte, immerwährend beleuernd und lamenzierend, daß ich ihn schmählich bei dem Kauf über das Ohr gehauen hätte, der Esel sei zehnmal mehr wert, aber gegen die schlauen Weißhau könne sich so ein armer unwissender Indianer nicht verteidigen.

Es vergingen wieder mehrere Tage, und als ich an einem Sonntagmorgen an dem Rathaus meines Dorfes, das gleichzeitig als Gefängnis und Wohnung des Bürgermeisters dient, vorüberkam, sah der Bürgermeister, gleichfalls ein Indianer, vor dem Haupteingang des Amtsgebäudes. Er rief mich an und bat mich, einen Augenblick näherzutreten.

Er bot mir einen wackigen Korbstuhl an und erzählte mir einige Sachen aus seiner Familie. Dann als ich endlich gehen wollte, sagte er: „Wie ist das eigentlich mit dem Esel?“

„Mit welchem Esel?“ fragte ich.

„Mit dem Gemeindefesel, den Sie da in Ihrem Hofe haben und den Sie reiten und arbeiten lassen.“

„Das ist mein Esel. Den habe ich gekauft,“ sagte ich nun protestierend.

Der Bürgermeister lachte und antwortete: „Den Esel kann Ihnen niemand verkaufen. Das ist der Gemeindefesel. Wenn Ihnen jemand den Esel verkaufen kann, so bin das nur ich allein.“

Ich begann zu erstarren. Aber der Bürgermeister machte sich nichts daraus. Er sagte: „Der Felipe und der Rocio, das sind die größten und die gemeinsten Spitzhüben und Banditen. Ich warte nur, bis die Soldaten von der Behörde demnächst wieder hier vorbeikommen. Dann lasse ich die beiden aber gleich verhaften, und da werde ich schon dafür sorgen, daß sie sofort erschossen werden. Soich ein Gesindel habe ich hier im Dorfe.“

„Aber Rocio brachte einen Zeugen, der beschwören konnte, daß der Esel dem Rocio gehörte,“ verteidigte ich mich.

„Das war der Capillo,“ sagte der Bürgermeister. „Das ist der allergefährlichste Bandit. Der hat Stachelbröte gestohlen. Den lasse ich auch erschießen. Gleich werst. Ich warte nur auf die Soldaten. Wie können denn diese Mörder und Hausanzünder dem Gemeindefesel an Sie verkaufen! Ich habe doch gedacht, daß Sie als ein weißer Mann etwas klüger sein könnten. Gemeindefeseln dürfen gar nicht verkauft werden. Aber ich will Ihnen etwas sagen, Señor. Sie haben den Esel gern, das weiß ich. Und wir haben keinen einzigen Centavo in der Gemeindefasse. Und da darf ich Ihnen schon den Esel verkaufen, damit wir etwas Geld in die Gemeindefasse bekommen. Ich will Ihnen den Esel, der ganz gut zwanzig Pesos wert ist, für zehn Pesos verkaufen, weil Sie schon diesen halunken so viel Geld gegeben haben.“

Schließlich einigten wir uns auf vier Pesos. Ich bezahlte das Geld und war nun endlich rechtmäßiger Besitzer des Esels. Für das Geld, das ich nun ausgegeben hatte, würde ich auch einen guten und schönen Esel irgendwo bekommen haben. Von den beiden halunken war natürlich nichts wiederzukriegen.

Dann kam Señora Rodriguez, eine ältere Frau, Halbblood, wieder heim ins Dorf. Sie war mehrere Wochen in Saltillo zum Besuch ihrer verheirateten Tochter gewesen. Im Dorfe besah sie einen kleinen Gasthof, in dem vorbeiziehende Karawanenreiter zu übernachten pflegten. Sie war keine zwei Stunden anwesend, da kam sie vor meine Hütte gelaufen wie eine Wahnsinnige. Am Stachelbrötzchen stand sie und schrie: „Kommen Sie sofort einmal heraus, Señor, ich habe ernsthaft mit Ihnen zu sprechen.“

Ich hielt es nach kurzer Überlegung für gut, sofort zu erscheinen. Ohne „Guten Tag“ zu sagen, schrie sie: „Wo ist mein Esel? Sofort meinen Esel her, oder ich schicke gleich zur Behörde, damit die Soldaten kommen. Sie haben mir meinen Esel gestohlen.“

„Das ist der Gemeindefesel, den hat mir der Bürgermeister des Dorfes verkauft,“ sagte ich.

„Der Spitzhübe, der infame, wie kann Ihnen denn der Kindermörder und Holzräuber meinen Esel verkaufen! Sofort will ich meinen Esel.“

Was soll man gegen eine halbwahnsinnige Frau machen? Ich gab ihr den Esel. Sie nahm ihn in Empfang, schrie noch einmal: „Eine solche Unverschämtheit!“ Und dann gab sie dem Esel einen Tritt und ließ ihn seiner Wege ins Freie ziehen. Sie hatte keine Verwendung für den Esel und gebrauchte ihn nie.

Ich wollte wenigstens das reiten, was ich schon gezahlt hatte, und fragte zaghaft, ob sie mir den Esel nicht verkaufen wolle; denn sie war der rechtmäßige Besitzer. So konnte nur der auftreten, der zweifelslos im Recht war.

„Einem solchen Viehräuber, wie Sie einer sind, verkaufe ich meinen Esel nicht einmal für tausend Pesos. Spitzhübengefinde, Ihr!“ Und fort war sie.

Ich trabte zum Rathaus und traf den Bürgermeister auch an. Er mußte schon, was los war. Das geht schneller als mit Telephon.

„Das ist, glaube ich, richtig,“ sagte der Mann, „der Esel gehört der Señora Rodriguez. Aber sie war ja nicht hier. Sie war ja verreist. Und dann war das doch der Gemeindefesel, weil sie ja nicht hier war.“

„So genau kenne ich Ihre Spezialgesetze nicht,“ erwiderte ich. „Aber ich möchte doch meine vier Pesos wiederhaben, die in der Gemeindefasse sind.“

„Die stehen Ihnen nun auch rechtmäßig zu,“ sagte darauf der Bürgermeister. „Aber die vier Pesos sind nicht mehr drin in der Gemeindefasse. Ich habe sie ausgegeben. Für Gemeindefeseln.“

Gemeindefeseln? Ich hatte nichts davon gesehen, daß eine Strafe geübt oder eine Brücke gebaut oder sonst etwas getan worden war, seit ich das Geld in die Gemeindefasse gezahlt hatte.

Der Bürgermeister aber ersparte mir das Raten und sagte un-schuldig: „Ich brauchte ein neues Hemd, sehen Sie, Señor, und ein Stück Leder für meine Sandalen.“

Dagegen ließ sich nichts sagen. Da er der Bürgermeister war, so waren das in der Tat Gemeindefeseln, für die er das Geld verausgabte hatte, denn ein Bürgermeister muß doch schließlich ein Hemd und ein paar Sandalen haben.

Die Erklärung der Konservativen.



Es schmettert laut das Bombardon
Sein Kaiserlied im alten Ton;

Gingegen Keudells Melodei
Nur laßt entgleitet der Schalmel.

Es kann auch sein, daß er sich ziert
Und gar nicht spielt und nur markiert.

Weil doch, nicht wahr, im Endeffekt
Sich eines mit dem andern deckt!

Der Produkthändler Richard Vize.

Novelle von Alexander Werly.

In seinem Keller herrscht modernes Dämmer, das nur durch eine kleine, grüne elektrische Lampe freundlicher wird. Der Händler sitzt apathisch in einem verschlissenen Korbstuhl und starrt unentwegt auf eine Glasugel, in der um eine tanzende Galatee mechanisch ein Tanz kleiner Wassertröpfchen wirbelt. Die einzige Bewegung, die den Händler nach großen Zeiträumen lebendig erscheinen läßt, ist ein langsames Greifen seiner rechten Hand in die dunkelblonden, fettigen Haare. Wenn er so dasigt und die Kugel fixiert, hat er, durch den über ihm hängenden flachen Lampenschirm, das Aussehen eines alten, knochigen Chinesen.

Die gefährliche Stille unterbricht ein kleines Mädchen mit stotterndem Krippelschritt. Hinter der letzten Stufe des Kellers stehen geblieben, stürzt sie leis ihren „Guten-Tag“-Gruß und hält zitternd das Bündel mit Leinwandstücken in beiden Armen. Die Leugnislichkeit des Mädchens hat Grund; denn oftmals hatte R. Vize die Kinder mit einer pfeifenden Rute wieder zur Strafe hinausgeschickt. Der Händler hörte das Kinderstimmchen nicht... weiter hing er an seinen dunklen Gedanken.

Richard Vize hält man in seinem spärlichen Bekanntenkreis für geistesgestört — oftmals zieht er saubere Kleidung an und verschwindet für Wochen; bis er plötzlich wieder im Keller brüht und seinen armen Kunden für vielerlei alte Stoffabfälle und Bodenge-rümpel die feststehenden Preise auszahlt. Auch schlüßte er sich ein, führt unflätige Reden und wirft mit alten Büchern um sich. So wird gerüttelt.

Der Händler wird jetzt beweglicher. Mit den Oberschenkeln schiebt er den Stuhl zurück, greift die Glasugel und wirft sie mit entschuldigendem Fluchen an die Wand. Die junge magere Rabe, die in der Ecke verdammt schnurrte, stob schnell mit zusammengekniffenen Augen in eine andere. Das Kind, das immer noch wartend an der Treppe steht, eilt jetzt hinauf, steht noch einen Augenblick in dem sonnigen Tag still und geht an spielenden Knaben vorbei in die Nebenstraße. Der Sonne öffnen hier alle Menschen die Fenster. Nur durch die halb mit Pappe gestrichen, verblindeten Fenster des Produkthändlers dringt nicht das helle Tageslicht.

Von hier, etwa eine Viertelstunde entfernt, wohnt der Student Remig. Eine Straße, die in voller Häßlichkeit, mit hohen verdunsteten Häusern kein freundliches Bild gibt. Aber Leben flutet hier. Nicht umsonst wird sie die kinderreichste Straße genannt. Schulkinder spielen, kleinere sitzen in der Gasse und die älteren hocken mit ihren Büchern auf Keller und Ladentreppe. Manchmal fährt ein Auto hindurch; so daß die Kinder im Spiel und Wesen innehalten, um dem davonjagenden Wagen mit großen Augen zu folgen. Den Fahrweg beleben viele, emsig pickende Tauben. Zwischen diesen Menschen und Getier wohnt der Student Remig.

Das schlecht möblierte Zimmer, in dem das Fenster zum Hofe hinausführt, kennt er fast vier Jahre. Remig ist ein fanatisch, schon etwas schmal aussehender Mensch. Ueber die Bücher gebeugt leuchtet er zum Fenster hinaus: „Ich will nicht mehr hungern, die kommenden zwei Endwochenende wenigstens nicht! Die ganzen Schwarten werde ich verkaufen. Es ist noch der einzige Nutzen, den mir die Bücher bringen. — Die notwendigsten Schriften nur be-halten. — Bei dieser Misere in Geldangelegenheiten tausche ich —

geistige Nahrung mit Leiblicher.“ Seine Worte zum Fenster hinaus-gesprochen, lassen ein leises Echo wahrnehmen, dem eine fühlbare Stille folgt. Herz und Gemüt hält dieser Druck unheimlicher Leere gefangen. Da flüßt ein kleiner Vogel irgendwo singt das Tier. Das Fenster steht weit offen. Remig dehnt seine enge Brust mit ausgebreiteten Armen. Vom Nagel holt er die Repti-bedienung, nimmt aus der einen Kiste viele Bücher und legt diese zu den anderen auf den Tisch. „Sol!“ Mit dem Ausruf schnürt er die Bücher und geht.

Richard Vize muß unruhig oder freudig erregt sein. Mit Schautschritt läuft er immer zur Treppe und zurück zum Tisch. Die zerbrochene Glasugel ist durch eine neue ersetzt. Dasselbe mechanische Spiel zeigt sie im Innern. Um eine tanzende Meer-jungfrau wirbeln kleine Wassertröpfchen. Der Händler lacht sogar: „gnisches Lachen, mit dem er den Studenten begrüßt.“

R. Vize bezahlt die ihm dargebotenen Bücher mit der Miene eines Sünders, der Geld zu schade findet, um solche Werte zu erwerben. Die Bücher fliegen darauf in die Kiste neben dem Lumpenhäufen. — Der Händler schüttelt sein Geld in der Tasche, wonach er seinen Gang durch den Keller wieder beginnt. An der Tischlampe macht er halt und stößt sie durch die Luft. Die wand-bernden Lichtreflexe werfen ihren Blick auf all die Dinge, ver-zittern an den Wänden und fallen auf die alte Stelle. Nun geht der Händler zur Bücherkiste. Nach kurzem Suchen hält er in der Hand ein dünnes Buch; auf seinem schwarzen Leinwandband steht in blutroter Farbe: „Gedichte.“ Der Produkthändler scheint sich an etwas zu erinnern. In der dunklen Ecke schlägt er das Buch auf; geht aber doch zum Licht und setzt sich unter die Lampe. Als alter, knochiger Chineser erscheint er wieder. Die fleischlosen Hände halten die Seite der ersten wenigen Worte:

„Die Zähne und die Faust gezeigt!
Für diese Welt ist kaum genug“ —

Da fällt er mit Schluchzen auf den Tisch. . . Müde geht er hinaus —

Kurze Zeit darauf tritt er mit einer Flasche Wein vor den Tisch und spricht zur Rabe: „Katerchen, das ist selten, die Ent-deckung des Buches wie das Trinken von Wein!“ Dabei fiel sein Blick auf die an der oberen Tischkante stehende Brauntwein-flasche. . . Einige Brotkrumen knipsten seine Finger vom Tisch, wonach er sich setzt und in dem Buch liest. —

Draußen verschwimmt in der Wolkenwatte rote Abendsonne. — Der letzte Ausklang der Nacht, die das Licht am Tage ausstößt. Sieht man genau hin, dann blinkt am Himmel ein Sternchen.

Während im Westen, hinter der Stadt, der letzte Nachtgewir-perfisch, eriebt in einem ständigen, nährenden Keller der Produkthändler R. Vize seine Jugend; Träume, Lagen, Enttäuschungen. Der Verfasser des Buches ist er selbst. Der Zufall hat ihm, dem Mitwarenaufkäufer, sein mit dem frischen Mut der Jugend ge-schriebenes Wert in die Hand gegeben. . . Die letzte Seite schlägt er um und füllt zugleich das Glas mit dem Rest südlän-bischen Rotweines. . . Völlig nüchtern, ohne Beifesaufsetzungen, spricht er zur Glasugel, die die wirbelnden Wassertröpfchen zeigt: „So war ich! Jetzt bin ich vom jugendlichen Stürmer zum alten, flecken und verfallenen „Berliner“ geworden!“ Seine Augen tosen schnippisch die kleine tanzende Meerjungfrau. . .

„Die Krankheit! Nur diese Krankheit — die Seuche aller Völker hat mich vergiftet! Hat alle Kraft zum Kampf frühzeitig in mir gebrochen. „Siphilis!“ Nach diesen Worten wird alles still. — Der Produkthändler Richard Vize liegt mit seinem Ober-törper auf dem Tisch. . .

Bei Hirten in der Herzegowina.

Von Wolfmar Tra.

Von Hjubinje, einem armen Dorf tief in der Herzegowina, auf die Sirmica planina. Vier Stunden mühsamer Aufstieg bei glühendster Hitze, keine Quelle, kein Haus, kein Mensch, kein Baum, nur rings die endlose, weiße Steinwüste des Karsts, darüber die Karste, zitternde Luft. Zwischen Felswänden, trockenen Wasserläufen, Geröll und gigantischen Steinblöcken windet sich der schmale Pfad empor. Unfer Führer, der schlank, schwarzbraune Dusan, klettert mit seinem Sad voll Molotolben wie eine Gans voran und schlägt lachend mit dem Stock nach den Bibern, die träge auf den heißen Steinen liegen.

Der Blick weitet sich — wir sind jetzt überzweihundert Meter über dem Meere. Bis zum Horizont regen die rosigen Felsjaden der herzegowinischen Alpen über den dürftigen Almmatten, im Osten wild zerfurcht die schwarzen Berge Montenegro, dahinter die hellen, schneebedeckten Grate der albanischen Alpen: Soweit das Auge reicht, schimmern hahle Steinplateaus und weiße Felsen, keine Wälder, tief in den Tälern winzige grüne Matten. Nur der strahlend blaue Himmel verkündet diese Dede zur Schönheit. Langsam tauchen die Gipfel in tiefes Rot und versinken in sanftem Violett. Ein warmer Wind weht vom Meere herüber, das wie ein schmaler Silberstreif glänzt. Die jauchzende Farbensinfonie des Himmels verflingt in einem zarten Molotolben in Grau. Dann wandern wir in der blauweißen Nacht den letzten Hang hinauf, der Mond hängt wie ein gelber Ball über den Bergen, ferne bläuen Schafe.

Oben schimmert Licht aus der Türe einer kleinen Steinhütte, die sich vor den winterlichen Borschürmen an die Felsen duckt. Ein alter, bagerer Hirte tritt heraus und ruft uns entgegen, die Arme schräg zum Grusse hochgehoben. Dann weist er uns mit der Geste eines Herrn in die schwarzverraucherte Hütte. Einige Töpfe, ein Kupfer-tessel für die Schafmilch, Kafferschälchen, eine Pfanne und zwei grobe Mäntel an der Wand bilden das ganze Inventar. Diese Armut hat in ihrer köstlichen, durch Jahrhunderte gemehnten Selbstverständlichkeit etwas Homerisches, und während jetzt in Abbazia und Loraaga bei Daz zum Charleston tobt, sitzen wir hier auf Steinen um das kleine Feuer, das aus trockenen Molotolben und wenigen Holz-stücken kackert; Dusan dreht die alte, türkische Kaffemühle, sein Bruder bringt einen mit Schnee gefüllten Topf — Wasser gibt es stundenweit keinen Tropfen, nur harten Schnee in den tiefen Karst-schächern — der alte Hirte kniet vor der Feuergrube und bläst in die Pfannen. Bald ist der enge Raum von dem Duft des starken Kaffees erfüllt, der hier herrlicher mundet als der beste „Türkische“ in der vornehmsten Bar. Wir werden mit Schafmilch und Schaf-läse bewirtet, nach dem Mahl wird noch ein Schluß des starken Zweifelschnapses angeboten, dann drehen wir uns dem bosnischen Labal Zigaretten und legen zu, wie das Feuer langsam verglimmt. Dusan und sein Bruder beginnen zu singen. Es ist eines jener ur-alten, schwermütigen Lieder, das in dieser Stille beim sterbenden Feuer noch trauriger und schmerzlicher wirkt. Sie singen langsam mit schönen, dunkel verschleierten Stimmen. —

Ich taste mich nach der Türe, trete fast gebendet in die zauber-hafte Helligkeit der Mondnacht. Plötzlich starrt schimmern die end-losen weißen Hochflächen, die Felsjaden der herzegowinischen Alpen rogen leuchtend in die weiße Nacht. Weit draußen der Silberstreif der Adria.

Die Herde liegt dichtgedrängt auf den Felsen um die Hütte. Einiae Lämmer stehen unruhig und blöten. In der Hütte verstummt der Gesang. Dann ruft Dusan zum Nachfolger, wir wickeln uns in Decken und vergraben uns in dem heißen Berghau. Durch die breiten Fugen der Hütte singt der Nachwind sein Schlummerlied.

Geschäftliches.

Die Entstehung der Nähmaschine.

Einem von der Deutschen Lichtbildstelle für Unterricht hergestellten Lehrfilm konnte man in der Urania, Taubenstraße 48, den Werdegang der Singer-Nähmaschine, angefangen von der Gewinnung des Rohmaterials, bis zum wohlverpackten, versandfertigen Stück, sehen. Die zahlreichen, verschiedenen Fabrikationsphasen mit den dazu verwandten Maschinen, in denen jeder kleinste

noch so unscheinbar wirkende Bestandteil der Nähmaschine keinen oft ganz komplizierten Herstellungsprozess durchzumachen hat, boten sehr viel Interessantes. Mit ungemein minutiöser Exaktheit müssen die einzelnen Teile immer wieder gemessen werden, und der Arbeiter muß hier, gleich dem Uhrmacher, mit aller erdentlichen Sorgfalt und Geschicklichkeit das Nadelwerk zusammensetzen. Die zur Nähmaschinenfabrikation verwandten Materialien sind Kupfer, Stahl und Holz, und der Film veranschaulicht in genauen, klaren Bildern die Verwendung und Verarbeitung der einzelnen Rohstoffe, die durch verschiedenartigste Präparierung eigentlich so gut wie

nichts von ihrem ursprünglichen Aussehen beibehalten. Sehr interessant ist das Gießen der einzelnen Eisenbestandteile, wobei die Gußformen aus Sand gepreßt und die fertigen Gußteile dann in großen Trommeln wieder vom Sand befreit werden, die Tätigkeit der Bohrlochmaschine, die sieben Schraubenlöcher zugleich herstellt, das Nadelbad, die Lackierverrichtungen durch Bäder und durch Sprühmaschinen, und vieles andere. Die Aufnahmen sind in der Singer-A.G. in Wittenberge hergestellt und geben ein wirklich sehenswertes Bild vom Entstehen der „deutschen Nähmaschine“.

„Lichtenberger Gartenheim“

Gemeinnützige Siedlungsgenossenschaft v. G. m. b. H.

Bilanz per 31. Dezember 1926.

En. Bankkonto	Rm. 7.428,49	Ver. Geldanteile	Rm. 20.121,--
En. Sparkonto	20,28	Reservefonds	1.100,--
En. Kassenkonto	481,90	En. Hypothekendarlehen	90.000,--
En. Anwartschaften	615,31		
En. Grund- u. Gebäudewerte	33.441,90		
En. Materialienbestand	2.013,02		
En. Hypothekendarlehen	6.000,--		
En. Anteile	4.000,--		
En. Darlehen	200,--		
	Rm. 54.221,--		Rm. 54.221,--

Gewinn- und Verlustrechnung.

En. Verlust (Materialien)	Rm. 1,18	Ver. Saldoertrag	Rm. 2,33
En. Verwaltungskosten	2.429,55	En. Umlage u. a.	1.413,81
En. Bruttoertrag	68,50	En. Bruttoertrag	160,90
En. Betriebskosten	187,92	En. Zinsen	1.147,45
En. Reservefonds	500,--	En. Materialverlust	342,90
En. Abfertigung (Anwärter)	54,44	En. Betriebskosten	125,--
	Rm. 3.191,59		Rm. 3.191,59

Berlin-Lichtenberg, den 31. Dezember 1926.

Der Aufsichtsrat: Der Vorstand:

Dr. Friedrich Graf, Dr. Wilhelm Bierdner, Dr. Anton Katermann, Dr. Carl Gebert, Dr. Wilhelm Weber

Mitgliederbewegung: Bestand am 1. I. 1926 = 656 Mitglieder, eingetreten = 31, ausgeschieden = 17, Bestand am 31. 12. 26 = 670 Mitglieder.

Die Satzung beträgt bei 670 Mitgliedern Rm. 35.700,--

Theater, Lichtspiele usw.

Staats-Theater
Opernhaus
a. Platz d. Republ.
7 1/2 Uhr: Rigoletto
Schauspielhaus
8 Uhr: Doppelsturm
Schiller-Theater
& Wallensteins Tod.

Städtische Oper
Charlottenburg
6 Uhr:
Die Meistersinger
von Nürnberg
Abonn.-Turnus III.

Deutsches Theater
Norden 10334-37
8 Uhr:
Reinhardt v. Gneisenau
von Wolfgang Goetz
Regie: Heinz Hilpert
Montag, den 7.
Gneisenau
Sonst täglich
Bonaparte

Kammerspiele
Norden 10334-37
8 Uhr:
Die Gefangene
von Bourdet
Regie: Max Reinhardt

Rose-Theater
8 1/2 Uhr:
Das Mädchen von
der Landstraße

CASINO-THEATER 8 Uhr:
Das erste Volksstück in dieser Spielzeit
Familie Habenichts!
Ausscheiden: Gutschein 1-4 Pers.
Fauteuil nur 1 Mk., Sessel 1,50 Mk.

Komische Oper
Allabendlich 8 1/2 Uhr:
Sünden der Welt
Die weltstädtische
James-Klein-Revue
250 Mitwirkende / Theaterk.
ab 10 Uhr ununterbr. geöffnet.

Wallner-Theater
8 1/2, Der Schlager 8 1/2
Das blonde Wunder

Salisbury-Szenen
Dts. Künstler-Th.
Richard Tauer, Rita Gray
8-1/2er Zarewitsch
Lessing-Theater
8 U.: Der Patriot
Werner, Karber

Lustspielhaus
8 1/2 Uhr:
Hurra - ein Junge

Metropol-Theat.
Täglich 8 Uhr:
Zirkusprinzessin

Thalia-Theater
8 Uhr:
Der mutige Seefahrer

SCALA
Nollendorf 7360
8 Uhr:
Rastelli
und die übrigen
Sensationen!

Erk Gharell bringt im Grossen Schauspielhaus
tägl. 8 Uhr, Sonntag nachm. 3 Uhr
ungekürzt zu erm. Fr.-Preis

Wie einst im Mai
von Bernauer und Schöner.
Musik: Walter Kollo

Alfred Braun / Camilla Spira
Denzler, Goblinski, Heide, Plessow,
Margarete Kupfer, Wilhelm
Bendow, Paul Westermeyer,
Dobbin, v. Ledebur, Pittschau,
v. Wolowsky u. a.

Ben Parkers Jazzorchester, New-York
Der Reinertrag wird der Funktunde
A.-G. für „Künstler in Not“ zugewöhrt.

Reichshallen-Theater
Abends 8 Uhr u. Sonntag nachm. 3 Uhr

Stettiner Sänger
Das wundervolle März-Programm!
Radmittags: halbe Preise,
volles Programm!

Dönhoff-Breit!
Varieté, Konzerte, Tanz

Wintergarten
Variete
Rauchen gestattet

Letzter Tag
LAUENTZIER-PALAS

Streik
VON
EISENSTEIN
dem Regisseur
des berühmten
„POTEMKIN“
6, 8, 10
UHR

Keller-Revue
Theater im
Admiralspalast
Täglich 9 1/2 Uhr
An u. aus
2 Vorstellungen 2
3 u. 8 1/2 Uhr: die ganze
Vorstellung zu
halben Preisen!

Absteigequartier
täglich Jugendlich verboten

Waller-Theater
8 1/2, Der Schlager 8 1/2
Das blonde Wunder

Salisbury-Szenen
Dts. Künstler-Th.
Richard Tauer, Rita Gray
8-1/2er Zarewitsch
Lessing-Theater
8 U.: Der Patriot
Werner, Karber

Lustspielhaus
8 1/2 Uhr:
Hurra - ein Junge

Metropol-Theat.
Täglich 8 Uhr:
Zirkusprinzessin

Thalia-Theater
8 Uhr:
Der mutige Seefahrer

SCALA
Nollendorf 7360
8 Uhr:
Rastelli
und die übrigen
Sensationen!

Waller-Theater
8 1/2, Der Schlager 8 1/2
Das blonde Wunder

Salisbury-Szenen
Dts. Künstler-Th.
Richard Tauer, Rita Gray
8-1/2er Zarewitsch
Lessing-Theater
8 U.: Der Patriot
Werner, Karber

Lustspielhaus
8 1/2 Uhr:
Hurra - ein Junge

Metropol-Theat.
Täglich 8 Uhr:
Zirkusprinzessin

Thalia-Theater
8 Uhr:
Der mutige Seefahrer

SCALA
Nollendorf 7360
8 Uhr:
Rastelli
und die übrigen
Sensationen!

Waller-Theater
8 1/2, Der Schlager 8 1/2
Das blonde Wunder

Salisbury-Szenen
Dts. Künstler-Th.
Richard Tauer, Rita Gray
8-1/2er Zarewitsch
Lessing-Theater
8 U.: Der Patriot
Werner, Karber

Lustspielhaus
8 1/2 Uhr:
Hurra - ein Junge

Metropol-Theat.
Täglich 8 Uhr:
Zirkusprinzessin

Thalia-Theater
8 Uhr:
Der mutige Seefahrer

SCALA
Nollendorf 7360
8 Uhr:
Rastelli
und die übrigen
Sensationen!

Waller-Theater
8 1/2, Der Schlager 8 1/2
Das blonde Wunder

Salisbury-Szenen
Dts. Künstler-Th.
Richard Tauer, Rita Gray
8-1/2er Zarewitsch
Lessing-Theater
8 U.: Der Patriot
Werner, Karber

Lustspielhaus
8 1/2 Uhr:
Hurra - ein Junge

Metropol-Theat.
Täglich 8 Uhr:
Zirkusprinzessin

Thalia-Theater
8 Uhr:
Der mutige Seefahrer

Volksbühne

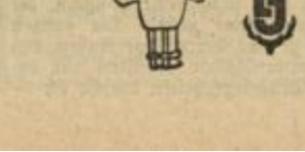
Theater am Börsenplatz / Th. in Schiffbauerdamm
Täglich 8 Uhr:
Traumspiel
Morgen 8 Uhr:
Volpone
Das Erbe
des unbekannt
Soldaten.



IWAN
DER SCHRECKLICHE
Uraufführung
Donnerstag, 3. März
5¹⁵ 7¹⁵ 9¹⁵
Vorverkauf 12-2 Uhr
Tel.: Nollendorf 7098

Schmidt-Gentner dirigiert!

LJUERGENS
ALEXANDER PLATZ



Wo gehörest Du hin?

Nur in das Berliner Gewerkschaftshaus

SO 16 Engelauer 24-25

Im Hauptrestaurant

Täglich Künstlerkonzert / Großer Mittagstisch
Reichhaltige Abendkarte zu zivilen Preisen
Stehbierhalle / Frühstücksstube
Eigene Schlächtereier und Wurstfabrik / Jeden Donnerstag
frische Blut- und Leberwurst / Wurstverkauf auch außer
dem Hause zu billigsten Preisen

:-: Säle für alle Veranstaltungen zu kulanten Bedingungen :-:

Wahlball - Tenn.
Freitag, 11. März, 8 1/2 Uhr.
Es war einmal
in Heidelberg
mit d. Schlagerlied
hab' mein Herz in
Heidelberg verloren
Vorzeitl. 50% Ermäß.
Käte Schmidt-Samst
Gaston Briese

Zentral-Theater
Täglich 8 Uhr:
Der blonde Zigeuner
Jugend von Senta Kupf.
Lied u. mehr Lieder:
E. Wölber, Altmann,
Kies, Isenich, Schwab,
Wilke, Gübe

Wo speist man sich u. billigt?
Nur
Groß-Berlin
Alexanderplatz

Washing Machines
Washing Machines
Washing Machines
Washing Machines

Wäsche Rollten
Segen
12 Monatsraten
Raddatz & Co.
Berlin, Leipziger Str. 122-125

Funkhaus
Deutscher Rhein - Deutscher Wein
Geöffnet täglich ab 7 Uhr, Sonntag ab 3 Uhr

Heute und morgen
Großes Rheinisches Winzerfest
Gesang / Tanz / Kabarett
Eintritt nur M. 1,50

Sonabend, 5. März, 8 Uhr
Präludisches Volksfest und Trachtenball
Eintritt nur M. 2,50. Vorverkauf eröffnet.

Sonntag, 6. März, mittags 11 1/2, bis 1 Uhr
Rheinische Morgenfeier
unter
Festansprache: Katharina von Ohelmb
Konzert / Frauen-Quartett
Eintrittspreis M. 1,25

Ohne Anzahlung für 12 Monatsraten
RADIO Anlagen
VERKAUF UND VORFÜHRUNGSTELLEN:
ANDREASSTRASSE 16, BRUNNENSTRASSE 30
ELSSASSER STRASSE 87, SENEFFELDER-STR. 30
WEDDINGSTRASSE 5, NEUKÖLLN; OKER-
STRASSE 6, CHARLOTTENBURG; KANTSTR. 87
WEISSENSEE; BERLINER ALLEE 30

Indianer-
Hauptling Big Snake
begrußt Berlin
Neue Autohalle Kaiserdamm
bei

Sarrasani
Vorverkauf: Theaterkassen Wertheim. Eintritts-
preise 50 Pf. bis 6 Mk. Täglich 7.30 Uhr, Mitt-
woch, Sonnabend, Sonntag auch 3 Uhr.
Indianerschau täglich (außer Mittwoch, Sonntag und Feiertag)
geöffnet 11-5 Uhr. - Eintritt 1 Mk., Kinder 50 Pf.

Neue Welt
A. Scholz Kasenheide 108/114
Donnerstag, den 3. März 1927
Le zter Tag! Letzter Tag!

Bockbierfest
In den bayer. Alpen / 8 Kapellen
Neue Dekorationen. / 30 bayer. Madi
u. Gr. Schweineschlachten
Einlaß 6 Uhr. Anfang 7 Uhr.

Tiedmann's
Fruchtweine / Südweine / Spirituosen
zur Einsegnung äußerst billig!

Apfelwein, süß Liter 0,75 M.
Johannisbeerwein, süß 0,95
Erdbeerwein, süß 1,45
Tarragona, unverschnitten 1,30
Malaga unverschnitten 1,50
Wermuthwein 1,75
Santa Lorino, blutroter Süßwein 1,85
Griech. Süßwein Ers. für Ungarwein 1,95
Douro Portwein, feurig 2,50

Edelbranntwein „Richtenberger“ v. Fl. 2,70
Weinbrand-Verschnitt Marke B.T. 2,75
Jamalca-Rum-Verschnitt 42% 3,65
Deutscher Weinbrand echt, 3 Sterne 4,75
Erstklassige Edeliköre div. Sorten 3,75
Preise einschließlich Steuer und Glas.

Billige Rot- und Bordeaux-Weine
Montagne, Span. Rotwein 1/4 Fl. 1,--
1920er Emilion 1,50
1923er Chät. Laroque Valcyrac 2,20
1920er Domaine Port Aubin 2,50
1921er Sauternes, weißer Bordeaux 2,50
Bei Einkauf von M. 10.- an Lieferung frei
Haus durch die Zentrale.

Erstkl. Weißweine 1/4 Fl. zu 1,10, 1,25, 1,45, 1,65
Preise einschließlich Steuer ohne Glas.

Bernh. Tiedmann
Likörfabrik u. Weingroßhandlung
Zentrale: O 17, Fruchtstr. 5-6, Alex. 4006

Bin. O, Königsberger Str. 1
Ecke Rödgersdörfer Str.
Bin. O, Fruchtstraße 76
Ecke Langstraße
Bin. O, Andreasstraße 4
Ecke Breslauer Straße
Bin. SO, Köpenicker Str. 29
Ecke Michaelkirchstraße
Bin. O, Frankfurter Allee 270
Am Ringbahnhof